
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

Oktober 10/2014

Aus dem Inhalt

Daniela Engelhard
„Die Türen des Hauses weit öffnen“ 289

Christian Hennecke
Wege zukünftiger Priesterausbildung 291

Thomas Arnold/Klaus Vellguth
Seid fröhlich in der Hoffnung 299

Antje Koehler/Elmar Trapp
Dabei und Mittendrin 304

Elmar Nass
Soziale Verantwortung entsteht aus der Liebe zu Gott 312

Leserbrief 317

Literaturdienst: 318

Christine Schrappe: Personalentwicklung im Bereich
Seelsorgepersonal

Michael Theobald: Jesus, Kirche und das Heil der Anderen

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Regens
Dr. Christian Hennecke, Bischöfliches Priesterseminar, Brühl
16, 31134 Hildesheim | Thomas Arnold, Internationales Ka-
tholisches Missionswerk missio e. V., Goethestraße 43, 52064
Aachen | Prof. Dr. Dr. Klaus Vellguth, Münsterstraße 319,
52076 Aachen | Antje Koehler, Mönchsgasse 1-3, 50737 Köln
| PR Elmar Trapp, Erzbistum Köln, Hauptabteilung Seelsorge,
Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Prof. Dr. Dr. Elmar Nass,
Wilhelm Löhe Hochschule, Merkurstraße 41/Südstadtpark,
90763 Fürth

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Msgr. Markus Bosbach,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße
8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-
21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfiling
16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Daniela Engelhard

„Die Türen des Hauses weit öffnen“

Bevor er einen Diözesanpastoralkongress in Rom eröffnet, trinkt Papst Franziskus noch eben schnell einen Kaffee in der Küche. Eine Gelegenheit, mit dem Koch ins Gespräch zu kommen: „Wieviel Zeit benötigst du, um nach Hause zu kommen?“ „Eineinhalb Stunden ...“ Solange braucht der Koch im römischen Verkehrschaos, um zu seiner Frau und seinen Kindern zurückzukehren. Franziskus erwähnt den kurzen Küchendialog in seiner Ansprache zum Kongress. Beim Lesen seines Vortrags ist in jeder Zeile zu spüren, wie sehr ihn die Sorgen um die Situation der jungen Menschen und der Familien umtreiben. Er fühlt mit den Eltern mit, die zerrieben werden von den Anforderungen der Berufswelt und kaum noch Zeit und Kraft für ihre Kinder finden. Ihn schmerzt, dass viele Jugendliche orientierungslos sind, nicht nur, weil 40% von ihnen in Italien keine Arbeit finden. Vor allem fehlten ihnen feste Bezugspersonen, die ihnen Zeit, Interesse, Aufmerksamkeit und Zuwendung schenken. „Es fehlen ihnen Ideale, die das Herz erwärmen und Hoffnungen, die sie bei den alltäglichen Mühen unterstützen. Es sind Waisen, aber in ihren Herzen halten sie den Wunsch nach all dem wach.“ Auch viele Erwachsene erscheinen ihm wie Waisen, wie „Sklaven der heutigen Hast und Eile“. Er spricht von einer „Gesellschaft der Waisen“ in einer Konsumwelt, die nicht in der Lage sei, „den Menschen zur wahren Freude zu führen“.

Franziskus träumt von einer Kirche, die ihre Türen für die Menschen weit öffnet. Diesen Traum legt er den Mitarbeitenden

seiner Diözese ans Herz. Türen zu öffnen setze weite Herzen voraus. Er wünscht sich, dass in kirchlichen Einrichtungen und in den Pfarreien eine „mütterliche Zuwendung“ erfahrbar sei durch eine spürbare Aufnahmebereitschaft und Willkommenskultur.

Ein wichtiger Impuls auch für uns. Angesichts der sehr differenzierten Lebenssituationen von Menschen ist es gut, wenn verschiedene Türen offen stehen. Viele kirchliche Kindertagesstätten z.B. öffnen ihre Türen noch mehr und orientieren sich daran, was Familien heute brauchen. Sie entwickeln sich zu Zentren für Kinder und Familien und bieten Eltern wichtige Unterstützung in ihren Erziehungsaufgaben. Oft sind die Kitas in den Pfarreien die entscheidende Brücke zu jungen Familien.

Die kirchlichen Beratungsstellen sind ein weiteres Beispiel: etwa die „Offenen Türen“, die Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatungsstellen und die verschiedenen Beratungsdienste der Caritas. Hier sind die Türen geöffnet für prinzipiell kostenfreie Beratung. Immer mehr Menschen mit den verschiedensten Anliegen nehmen diese Beratungsangebote wahr: z.B. Alleinerziehende, Jugendliche, Migrantinnen und Migranten, Arbeitslose, Paare mit Partnerschaftsproblemen, Eltern mit Erziehungsfragen. Sie erleben, dass sie ankommen dürfen und aufgenommen werden. Sie finden aufmerksame Ohren, Wertschätzung, Ermutigung und professionelle Beratung. Als ich das Team einer Beratungsstelle besuchte, berichtete mir eine Beraterin von einer alleinerziehenden Mutter. Durch die Beratungsgespräche habe die Frau wieder neuen Mut und neues Selbstvertrauen gewonnen. Sie habe am Ende der Beratung zurückgemeldet: „Mir wurde immer nur gesagt, was ich falsch mache. Hier aber habe ich meine Fähigkeiten neu entdeckt. Endlich sagt mir jemand, dass ich auch etwas gut mache.“

Beraterinnen und Berater gehen geduldig und einfühlsam mit „in die Nacht“ der

existenziellen Grenzsituationen. Sie versuchen gemeinsam mit den Ratsuchenden, die „Nacht zu entziffern“ (Franziskus) und Wege aus der Dunkelheit zu finden. Offen stehen die Türen der kirchlichen Beratung auch für diejenigen, die durch das therapeutische Netz hindurch fallen, weil sie als zu schwierig gelten.

Beratung im kirchlichen Kontext muss sich nicht ausschließlich in der psychologischen Begleitung erschöpfen. Ein Berater erzählte von den geistlichen Impulsen und einem intensiven Gottesdienst am Ende eines mehrtägigen Kommunikationstrainings: „In aller Behutsamkeit bieten wir an, das miteinander Durchlebte, Erlittene und die gemeinsame Freude vor Gott zu bringen. Viele Tränen fließen. Und selbst Teilnehmer, die lange nichts mehr mit Kirche zu tun hatten, öffnen sich, lassen sich staunend darauf ein.“

Wenn es gelingt, dass Kirche die existenziellen Themen der Menschen aufgreift und darin gute Begleitung anbietet, dann öffnen sich nicht nur Türen, sondern auch Herzen. Dann wird unsere Botschaft vernehmbar, die der Papst mit vier Worten zusammenfasst: „Wir sind keine Waisen.“ Dann kann, mit Franziskus gesprochen, der Blick Jesu erfahrbar werden: „Es ist sein Blick, der uns sagt: ‚Es ist schön, dass du lebst, dein Leben ist nicht unnütz, denn dir wurde eine große Aufgabe anvertraut.‘“

Liebe Leserinnen und Leser,

wenn sich Kirche in ihrer Gestalt in Deutschland angesichts der Gegebenheiten unserer Zeit ändern muss, ist dies nicht nur eine Frage von Seelsorgestrukturen. Auch über die ausbildungsmäßige Zurüstung des hauptamtlichen Personals, damit auch der Priester, gilt es sich Gedanken zu machen. Hierzu geht der Hildesheimer **Regens Dr. Christian Hennecke** mit 8 Thesen, die er selber Skizzen nennt, in eine Diskussionsvorlage.

Schon zur hoffentlich hilfreichen Tradition des Pastoralblatts gehört im Oktober eine Hinführung zu den gesellschaftlich-kirchlichen Bedingungen des Landes, das im Mittelpunkt des Weltmissions-Sonntags steht. Das ist diesmal Pakistan, das **Thomas Arnold** und **Prof. Dr. Klaus Vellguth** von missio Aachen eindrucksvoll vorstellen.

Von der Weltkirche geht es dann in den Alltag hiesigen Gemeindelebens. Die Altersstruktur schlägt sich, nicht erst in Altenheimen und Krankenhäusern, in einer steigenden Zahl demenzerkrankter Gemeindeglieder nieder. Im Blick auf sie wurde im Stadtdekanat Köln, immerhin gesponsert von der Robert Bosch Stiftung, ein Projekt „Demenzsensible Kirchengemeinden“ entwickelt, das von der Projektleiterin **Antje Koehler, Diplom-Heilpädagogin und Diplom-Religionspädagogin**, sowie von **PR Elmar Trapp**, Regionalbeauftragter für Altenheimseelsorge im Stadtdekanat Köln, vorgestellt wird.

Prof. Dr. Dr. Elmar Nass schließlich, Aachener Diözesanpriester und Professor für Wirtschafts- und Sozialethik an der Wilhelm Löhe-Hochschule in Fürth, nimmt kritisch Stellung zum neuen Sozialwort der Kirchen „Gemeinsame Verantwortung für eine gerechte Gesellschaft“ vom Februar 2014.

Möge das sich zwischen Diskussionsanstoß, Sensibilisierung und Information bewegende Oktoberheft seine Wirkung tun, wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Wege zukünftiger Priesterausbildung

Skizzen für einen möglichen Aufbruch

Es gibt einen inneren Zusammenhang zwischen der Priesterausbildung und der Erneuerung der Kirche.¹ Und dort, wo sich diese Erneuerung abzeichnet, wird der Reformbedarf der Priesterausbildung – manchmal schmerzlich – spürbar. Nicht dass Priester die Erneuerung wirken würden – aber an ihrer inneren Perspektive und Vision, am Selbstverständnis ihres Dienstes entscheidet sich Vieles: Sie ermöglichen, sie können aber auch verhindern. Entsprechend hängt die Entwicklung einer Pfarrei mit der Weise zusammen, wie der Pfarrer dort handelt oder nicht handelt, ob er eine Perspektive eröffnet, ob er Entwicklungen fördert – oder ob sich Menschen abwenden, weil in Liturgie, Verkündigung und in der Seelsorge Dinge geschehen, die die Christen eben nicht fördern, sie verletzen, sie aushungern.

Diffuse Kirchenbilder

Allein aus diesen Gründen muss man sorgfältig darauf achten, ob die Priesterausbildung wirklich den pastoralen und kirchlichen Herausforderungen entspricht – das sensible Gefüge der Kirche hängt sehr am priesterlichen Dienst – denn Kirche kann nicht aus sich selbst leben, sondern lebt aus ihrer sakramentalen Grundverfasstheit, in deren Dienst der Priester steht.

Um den Dienst des Priesters zu beschreiben, ist aber das Selbstverständnis der Kirche entscheidend. Denn es ist ja die Gemeinschaft der Kirche, der der jeweilige Priester dienen soll. Um so notwendiger

erweist sich die Frage, wie sich das Bild der Kirche und des Priesters in ihr in denen formt, die zu diesem Dienst ausgewählt werden. Wieder sind wir zurückgeworfen auf die Zeit der Formation, der Ausbildung und Begleitung. „Die ausbildende Ortskirche muss ein vitales Interesse daran haben, welche hintergründigen, aber später prägenden Kirchenbilder die Kandidaten entwickeln und durchtragen. Das gilt um so mehr, als ja – auf dem Hintergrund theologischer Grundaussagen – der Ordo der Presbyter (Presbyterorum Ordinis) eingebunden ist in den Dienst des Bischofs und verwurzelt (inkardiniert) ist in eine bestimmte ortskirchliche Erfahrung, in eine bestimmte Kirchenerfahrung des Volkes Gottes an diesem Ort.“²

Für die Mitarbeiter der Bischöfe gilt mutatis mutandis, was Papst Franziskus den neuen Bischöfen ans Herz legt: *„Seid Hirten mit dem Geruch der Schafe, seid mitten unter dem Volk, so wie Jesus, der gute Hirte... Seelsorgliche Präsenz heißt: Mit dem Volk Gottes gehen: vor ihm, um den Weg zu zeigen, mitten unter ihm, um seine Einheit zu stärken und hinter ihm, um sicher zu stellen, dass keiner auf der Strecke bleibt, aber vor allem, um seinem Gespür für neue Wege zu folgen.“*³

„... um ihm den Weg zu zeigen“: Eine entscheidende Frage ist also, welche orientierende Vision, welches farbige Bild einer zukünftigen Kirche sich zeigt. Und wie dieses Bild entsteht. Der Dienst der Leitung besteht zuerst in der Inspiration – aber diese, so wird deutlich, erwächst auch aus dem Leben des Volkes Gottes: der „sensus fidelium“ und die Entdeckung der neuen Wege sind in den Erfahrungen des Volkes Gottes geschenkt. Und so hängt viel davon ab, welche lebendige Erfahrungen und Bilder gelebter Kirchlichkeit zukünftige Priester haben können. Denn an diesen Bildern muss sich ja dann auch die Ausbildung orientieren.

Inspirierende Zukunftsvisionen

Es wirkt merkwürdig, wie wenig orientierender Mut vorhanden ist, wenn es darum geht, dieses Bild zu malen. Und so wahr es ist, dass niemand vorhersehen kann, wie unsere Kirche in zwanzig Jahren aussehen wird, so sehr zeichnen sich Elemente einer erneuerten Kultur des Christseins und des Kircheseins ab, die einem echten Paradigmenwechsel gleichkommen. Erfahrungen der Weltkirche stehen dabei Pate. Gerade im Blick auf die Kirchenentwicklung in Lateinamerika, Afrika und Asien, aber auch im Blick auf die Verwandlungsprozesse in Frankreich und den Erneuerungsprozess der anglikanischen Kirche in England kann man wirklich von einer weltkirchlichen Lerngemeinschaft sprechen. Und genau jener Hinweis des Papstes, dass dem „Gespür des Volkes Gottes für neue Wege“ zu folgen sei, gewinnt hier Kraft.

Denn es zeichnet sich in den so unterschiedlichen kirchlichen Szenarien und Entwicklungen eine neue Kultur des Kircheseins ab. Sie birgt in sich „a new way of being church“, sie birgt in sich „neue Formen für Gebet und Gemeinschaft“ (Papst Franziskus), neue Zugänge zum Christwerden und Christsein – und vor allem eine tiefe Einsicht in ekklesiogene Werdeprozesse. Diese Prozesse – so unterschiedlich sie sich in den unterschiedlichen Kulturräumen zeigen – sprechen eine überraschend konsonante Sprache, so dass man fast von einem pfingstlichen Geist sprechen kann, der erneuernd wirkt.⁴

Deutlich wird vor allem, dass das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen eine neue Relevanz bekommt. Überall dort, wo sich die kirchliche Entwicklung in Aufnahme der Entwicklungen des II. Vatikanischen Konzils als fruchtbar gezeigt hat, erwächst ein basiskirchliches Modell, das aus der Taufwürde heraus Kirche sakramental gestaltet. Die sakramentale Grundgestalt der Kirche, die sich lokal in der Pfarrei zeigt, faltet sich aus in einem Netzwerk unter-

schiedlichster Formen von Gemeinschaft und Sendung. Eine Kirchengestalt entsteht, in der *Communio* erfahrbar wird als Ort der Gegenwart des Auferstandenen, in der die Gaben und Charismen aller sich entfalten können und in der lebensräumliche Sendung lebbar wird.⁵

Überall dort, wo – wie in Frankreich und England – postmoderne und nachchristliche Gesellschaften mit der Kraft des Evangeliums in Berührung kommen, sind Werdeprozesse des Christseins und der Kirche zu beobachten, die Abschied nehmen von einer gemeindlichen Monokultur. Wenn auch weiterhin Gemeinden in klassischen Konfigurationen wachsen und sich entwickeln werden, entstehen überall liquidere und fragilere Formen der *Communio* als Frucht der erneuerten Begegnung von Evangelium und Kultur, „frische Ausdrucksformen des Kircheseins“ in einer pluralen Kirchenlandschaft.⁶ Gerade die Frage nach der Gestalt des Dienstes an der Einheit, wie Papst Franziskus in seiner Rede beschreibt, wird hier in neuer Weise sowohl herausfordernd.

Wenn unsere Kirche mit geringerer Priesterschaft in einem solchen Erneuerungsprozess steht, dann bedeutet dies für das ganze Gottesvolk eine Umkehr. Und diese Umkehr betrifft auch und besonders die Priester (und Hauptberuflichen). Die Konfiguration ihres Dienstes ändert sich. Denn weder kann es darum gehen, so weiter zu machen wie bisher und sich so konstitutiv zu überlasten, noch funktioniert eine schleichende Funktionalisierung in einer Managerausbildung. Und genau hier scheint dann die Frage auf, ob die Theologie des sakramentalen Amtes, wie sie das II. Vatikanische Konzil entfaltet hat, diese Entwicklungen aufnehmen kann.

Der Dienst des Priesters – eine theologische Erinnerung

Lumen Gentium 18 formuliert programmatisch zu Beginn des Kapitels über die

hierarchisch-sakramentale Grundgestalt der Kirche: „*Christus Dominus, ad Populum Dei pascendum semperque augendum, in Ecclesia sua varia ministeria instituit, quae ad bonum totius corporis tendunt. Ministri enim, qui sacra potestate pollent, fratribus suis inserviunt, ut omnes qui de Populo Dei sunt, ideoque vera dignitate christiana gaudent, ad eundem finem libere et ordinatim conspirantes, ad salutem perveniant.*“⁷

Dieser programmatische Auftakt stellt, so hat G. Bausenhardt überzeugend dargelegt⁸, so etwas wie die Summe des theologischen Grundverständnisses des kirchlichen Amtes und des es gründenden Kirchenverständnisses der Konzilväter da. Zum einen wird deutlich, dass die Theologie des Amtes in einer Verschränkung von Christologie und pneumatischer Ekklesiologie ihren Ort findet. Die Gesamtarchitektur des Konzils schaut eben nicht vom Amt her auf die Kirche, sondern von Christus, in dem und durch den Gott sein priesterliches Volk durch Berufung und Taufe zusammenruft. Das ganze Volk Gottes hat Anteil am königlichen, priesterlichen und prophetischen Amt. Innerhalb dieser Wirklichkeit, nicht über oder neben ihr, sondern dienend in ihr, steht das „Priestertum des Dienstes oder auch das hierarchische Priestertum“: Damit ist auch leicht verständlich, was mit dem „wesenhaften“ Unterschied gemeint ist, der in LG 10 benannt ist. Im Hintergrund steht eine trinitarische Ontologie, die im Paschamysterium gründet: eine Ontologie, die das Sein neu bestimmt aus der Selbsthingabe des Christus. Von daher ist Dienst eine ontologische Kategorie: Priester, die zum Dienst ordiniert werden, sind – in Besitz genommen zum Christusdienst – *wesentlich* Dienende am Volk Gottes.

Auf diesem Horizont leuchten die einleitenden und programmatischen Worte in LG 18 neu auf: Christus der Herr – und sicherlich nicht zufällig steht hier ein konzilsinterner Verweis auf das Dekret über den Dienst der Bischöfe – ist der handelnde

Akteur in seiner Kirche, die er „weiden und mehren“ möchte. Dieses sein Handeln geschieht durch „Diener“ (ministri), die aus heiliger Vollmacht handeln. Es ist ein Handeln also, in dem Gottes Handeln an den Menschen zum Vorschein kommen soll. „Sakramentales Handeln“ also geschieht in dieser Perspektive, und wird in diesem Grundtext als „ermöglichendes Handeln“ beschrieben: Ziel sakramentalen Heildienstes ist ja, dass alle gemeinsam – das ganze Volk – ihren Weg zum Heil finden.

„In persona Christi capitis agere“ meint also keine Stellvertretung eines Abwesenden, „sacra potestas“ ist also nicht misszuverstehen als Übernahme einer unbefragbaren göttlichen Macht – und konstituiert eben kein „Oben“ und „Unten“, wie die Rede von einer Hierarchie suggerieren könnte. Es geht bei der Rede von „Hierarchie“ um eine innere Dienstordnung des Amtes.

Durch diese Dienstordnung, die sich in konkreter Sendung ausdrückt, soll gewährleistet werden, dass Christus selbst als Herr seine Kirche aufbaut, sie heiligt und leitet. Hier genau liegt auch der theologische Schwerpunkt der Rede vom priesterlichen Dienstamt, wie sie in *Presbyterorum Ordinis* dargelegt wird. *Wie um einzuschärfen, dass der sakramentale Dienst eingefügt ist in das Leben des Gottesvolk, heißt es gleichfalls programmatisch in Presbyterorum Ordinis: „Jesus der Herr, „den der Vater geheiligt und in die Welt gesandt hat“ (Joh 10,36), gibt seinem ganzen mystischen Leib Anteil an der Geistsalbung, mit der er gesalbt worden ist... Damit die Gläubigen zu einem Leib, in dem „nicht alle Glieder denselben Dienst verrichten“ (Röm 12,4), zusammenwachsen, hat der gleiche Herr einige von ihnen zu amtlichen Dienern eingesetzt ...“⁹.*

Sakramental handeln heißt dann eben nichts anderes, als dass es eben Christus im Wort der Verkündigung, in der Feier der Geheimnisse, und darin besonders in

der Eucharistie, und im einenden Tun des Priesters sein Volk aufbaut, heiligt und leitet. Denn es ist eben dieses Volk das „Sakrament“, Zeichen und Werkzeug der Einheit (vgl. LG 1). Und jedes sakramentliche Handeln erwächst aus dieser in Christus wirklichen Communio und zielt darauf, dass diese Communio als Sakrament der Christusgegenwart erkennbar und wirksam „da“ ist.

Dabei fügt Presbyterorum Ordinis noch einen weiteren Aspekt hinzu, der sich im Blick auf die hierarchische Amtstheologie von Lumen Gentium zeigt. Der Dienst des Priesters steht in der gemeinsamen und gemeinschaftlichen Sendung unter der Leitung des Bischofs. Es lohnt sich hier doch ein Blick auf die Weiheliturgie und die grundlegende Frage, die der Bischof an den Weihakandidaten stellt: *„Bist du bereit, das Priesteramt als zuverlässiger Mitarbeiter des Bischofs auszuüben und so unter der Führung des Heiligen Geistes die Gemeinde des Herrn umsichtig zu leiten?“* Eine genauere Blick auf die Logik dieser Frage macht noch einmal deutlich, dass Leitung in der Perspektive sakramentalen Dienstamtes immer ein gemeinschaftlicher Weg der Unterscheidung der Geister ist, ein geistlicher synodaler Prozess.

Die Grundperspektive einer Priesterausbildung, die sich aus dieser theologischen Vergewisserung ergibt, ist nun eine doppelte: Auf der einen Seite braucht es eine intensive Erfahrung des Volkes Gottes und des Mitlebens der gemeinsamen Würde und Berufung, damit dann ein Weihe zum Dienst Bedeutung haben kann. Und zum anderen ist zu fragen: Wie soll eigentlich Gemeinschaft und Geschwisterlichkeit mit dem Bischof und dem Volk gelingen, wenn sie vorher nicht eingeübt wird?

Auf dem Hintergrund dieser Überlegungen möchte ich nun einige Vorschläge für die Weiterentwicklung und Veränderung der Priesterausbildung unterbreiten.

Die Priesterausbildung erneuern – Acht Vorschläge

Seit etwa einem Jahrzehnt – oder vielleicht länger – bemühen sich die Regenten um die Frage nach der sinnvollen Größe von Ausbildungskommunitäten. Und heute stellt sich heraus, dass nur ein kleiner Teil der Seminare die gedachte Regelgröße von 30 Seminaristen erreicht. In tendenziell übergroßen Häusern leben kleine Seminaristengruppen. Die Bischöfe vieler Diözesen halten eine Priesterausbildung im eigenen Bistum für unabdingbar. Und so entsteht der Selbstwiderspruch der zu großen Räume, merkwürdiger Betreuungsverhältnisse (bis hin zu einer 1:1 Versorgung, wenn man das ganze Personal zusammenzählt), und einer Ausdünnung einer Ausbildungskommunität zu ihrem Restkern von vielfältig beschäftigten Regenten und Spirituellen. Seminare werden unter der Hand zu Bildungshäusern, und dennoch bleibt – für die Beobachter von außen – der Eindruck einer gewissen Hermetik und Überversorgung. Vorsichtig wäre hier anzufragen, ob die Konstellation von zu großen Häusern und ausgedünnter Begleitung nicht fatal prägend wirken kann, spiegelt sie doch unbewusst die fatale Vorahnung, dass Priester später in zu großen (pastoralen) Räumen Überforderung erleben. Und umgekehrt: Werden hier nicht Erfahrungen von Komfortzonen und Versorgtwerden geschaffen – ohne die Notwendigkeit, das Alltagsleben zu teilen? Solche implizite Lernvorgänge verheißen nichts Gutes für die Zukunft.

Deswegen sollen im Folgenden einige Konkretisierungen gewagt werden, die ein grundlegendes Bedenken der Ausbildungsform im gegebenen normativen Rahmen und unter Würdigung gewachsener Erfahrungen versucht. Es geht nicht um die aporetische Frage, wie groß ein Seminar sein sollte – sondern ein qualitativer Zugang wird gesucht. Dabei können zufällige Entwicklungen, die schon im Gange sind und sich „so ergeben haben“, im Blick auf eine

visionsorientierte Strategie weiterentwickelt werden.

1. Zeitdesign der Ausbildung

Angesichts der sehr unterschiedlichen Zugangswege zur eigentlichen Seminarbildung, aber auch im Blick auf die bewährten Wege bisheriger Ausbildung, möchte ich zuerst eine Differenzierung vorschlagen. Mir scheint eine Verweildauer von zwei Jahren in einer großen Seminar-kommunität für wichtig, aber auch hinreichend. Sie sollte am Anfang der Ausbildungsphase stehen. Nach dem Freisemester kann sich dann aber die weitere gemeinsame Ausbildung durchaus in anderen und kleineren selbstversorgenden Kommunitäten fortsetzen. Insgesamt empfiehlt es sich nicht, die Ausbildungswege weiter zu verlängern. Es geht vielmehr um Profilierung eines Ausbildungsweges, der ja zugleich auch intensives Assessment ist.

2. Orte der Ausbildung

Jeder Bischof möchte „sein“ Priesterseminar. Kein Bischof möchte „sein“ Seminar schließen. Das hat mit eigenen Erfahrungen zu tun und mit damit verbundenen Befürchtungen: Wie stark wird die Bistumsidentität entwickelt, wenn Seminaristen nicht im eigenen Seminar studieren? Auch auf diesem Hintergrund lässt sich vielfach das Zögern von Bischöfen erklären, die auch zu kleine Seminare nicht schließen.

Ein unvoreingenommener Blick kann diese Sorge nehmen. Die Diözesen, die keine eigenen Seminare haben, erleben Seminaristen, die sehr wohl – in „Ortsgruppen“ und anderen Aktivitäten – ihre eigene Identität entwickeln. Abgesehen von diesen Vorurteilen könnte eine sinnvolle Alternative zunächst zur Bildung von 4 größeren Seminaren in Deutschland führen, die alleamt interdiözesanen Charakter haben: in deutschen Metropolen wie etwa Berlin,

Köln, Frankfurt und München entstehen so Seminare, die in unterschiedlicher Weise in die postsäkulare Gesellschaft eingepasst sind.

Und ist es nicht an der Zeit, in diesen Metropolen der Zukunft, eine Priesterausbildung intensiver mit dem Lebensrhythmus der Stadt und der Christen in der Stadt zu verknüpfen, wie es etwa in Paris und Wien in unterschiedlicher Weise schon geschieht? So ist es doch denkbar, dass Seminaristen dann in kleinen Gruppen in Pfarrhäusern mitleben – von Freitag bis Sonntag – und in den übrigen Tagen miteinander im Seminar studieren – und ihre Erfahrungen dann theologisch reflektieren.

Darüber hinaus können – für die zweite Ausbildungsphase nach der bewährten Externitas – kleinere Seminarkommunitäten an anderen Orten eingerichtet werden. Dazu braucht es allerdings andere „Räume“, wie etwa ein großes Pfarrhaus. Hier ist es dann allerdings wichtig, dass diese kleineren Seminare ein bestimmtes Profil entwickeln. Dies kann sich orientieren an den jeweiligen evangelisierenden oder diakonischen Schwerpunkten sowie spezifischen Studienperspektiven, die sich am jeweiligen Ort zeigen.

Dies ermöglicht dann auch, dass die Ausbildung zum Priester weiterhin mit den Fakultäten verknüpft ist und die Ortskirchen eigene – und jetzt sehr spezifische – Ausbildungsorte für die zukünftigen Priester weiterentwickeln.

So wird es dann möglich, dass im Laufe des Studiums, in Absprache mit dem jeweiligen Heimatregens, ein spezifisches Curriculum entsteht, das dem jeweiligen Profil des Seminaristen, seinen Gaben und Interessen und auch möglichen Lernprioritäten entspricht. So ist dann z. B. ein Start für 2 Jahre in Berlin denkbar, um die ersten Jahre dort zu studieren, um dann nach einer Externitas in Freiburg mit dem Schwerpunkt Caritas weiter zu studieren.

3. „*Seminare des Volkes Gottes*“: Die postmoderne Neuerfindung des Kleinen Seminars

Die Propädeutika, die es seit einigen Jahren in verschiedenen Seminaren gibt, überzeugen nur zum Teil. Die hier zu klärende Grundfrage nach menschlicher und spiritueller Reife gilt ja nicht nur zukünftigen Priestern, sondern entspricht generell der Herausforderung christlicher Grundbildung für alle Christen. Und es ist in der Tat nicht einfach, Orte und Räume christlichen Wachstums zu entdecken, in denen dies gelingt.

In der kirchlichen Tradition ist dieser Gedanke nicht neu. Die sogenannten „Kleinen Seminare“ boten für junge Männer einen Ort der Bildung und grundlegender christlicher Formung, die auf eine mögliche priesterliche Berufung abzielte. Im europäischen Raum gibt es diese Seminare kaum noch. Aber vielleicht können sie in neuer Weise wiederaufstehen. Gerade für junge Menschen, Frauen wie Männer, aber nicht nur für sie, stellt sich die Frage nach einer intensiven Entwicklung ihres Christseins. Das wird nur in seltenen Fällen heute durch eine angemessene Jugendpastoral – und in der Regel auch nicht durch eine Gemeindepastoral – gelingen. Inspirationen für eine solche Wiederaufstehung gibt es schon: Im Erzbistum Poitiers entstand im Kontext der Entwicklung örtlicher Gemeinden so etwas wie das „Seminar des Volkes Gottes“, in dem Fortbildung zukünftiger Verantwortungsträger zusammen mit Priesteramtskandidaten stattfand. Es gibt auch vielfältige Beispiele für Christliche Orientierungsjahre. In einigen Seminaren ist es jetzt schon so, dass neben Seminaristen andere Studentinnen und Studenten mitleben, und dass es Fortbildungsveranstaltungen für die unterschiedlichsten Berufungen und Berufe in der Kirche gibt.

Hier ergibt sich eine große Chance. Je mehr in den Diözesen Räume geschaffen werden für das gemeinsame Glaubens-

wachstum und für eine Einführung in die Theologie und Praxis der Ortskirche, könnten mögliche Kandidaten im Vorfeld mit anderen jungen Christen und Christinnen ein Intensivjahr erleben, und zugleich an den verschiedenen Fortbildungen teilhaben und mitwirken. Auch jene Bewerber, die noch keinen so tiefen Zugang haben zu der Erfahrung der Ortskirche, könnten hier in die spezifische diözesane Erfahrung und Logik des Bistums hineinwachsen. Ein solches „Seminar“ ist dann ein Ort des Zusammenlebens und gemeinsamen Lernens, gemeinsamen Betens und Feierns – und des Erwerbs einer gemeinsamen Grundprägung kirchlichen Lebens.

4. *Klärung des Kirchenbildes: Das Woraufhin kirchlicher Entwicklung*

Ein wichtiger Aspekt betrifft die Frage nach der eigenen Vision und Perspektive für die Zukunft der Ortskirche. Wie können prägende Bilder und Erfahrungen ermöglicht werden, die eine hoffnungsvolle Verheißung für den zukünftigen Dienst ermöglichen? Zwei Wege bieten sich an: Auf der einen Seite können Ausbildungspfarrreien eingerichtet werden, in denen wirklich Entwicklungsprozesse der Ortskirche beobachtet und begleitet werden können. Das ist in einigen Curricula der Priesterausbildung bereits verankert. Es ist dabei immer zu berücksichtigen, dass dort auch wirklich die Zukunft pastoraler Entwicklung erkennbar wird. Diese Bezugspfarrreien sind dann regelmäßige Lernorte der Seminaristen – und zugleich wird hier das Volk Gottes stärker als bisher einbezogen in den Lernweg des Kandidaten. Regelmäßige Feedbacks helfen zum Wachsen.

Hinzu kommt mindestens einmal während des Studiums eine intensive „katholische“ und eine „ökumenische“ Lernerfahrung. Zum einen ist klar, dass die deutsche Kirche in der Zukunft sehr intensiv von anderen Ortskirchen lernen kann. Zum anderen wird die ökumenische Dimension das Christsein

und das Kirchewerden in Zukunft entscheidend prägen. Konkret ist hier zu denken an längere Praktika und Aufenthalte in geeigneten Lernorten der Weltkirche. Es ist für mich mehr als deutlich, dass Seminaristen eine neue Perspektive erwerben, wenn sie etwa auf ökumenischen Studienreisen in England gemeinsam Aufbrüche studieren, oder wenn sie ihre Externitas pastoral und theologisch nutzen, um in Lateinamerika, Asien und Afrika weltkirchliche Exposureerfahrungen sammeln. Auch im deutschsprachigen Raum empfehlen sich pastorale Expeditionen. In Metropolen wie Berlin und Köln oder in Hamburg und im Ruhrgebiet, wie auch in den weiten Landschaften ostdeutscher Diaspora lässt sich eine pastorale Entwicklung gut entdecken und studieren, wenn sie gut begleitet und reflektiert wird.

5. Aus einer Spiritualität der Gemeinschaft leben

Die Entwicklung einer persönlichen Spiritualität unter Begleitung des Spirituals wird in Zukunft zu ergänzen sein durch einen intensiven Schwerpunkt gemeinschaftlicher Spiritualität. Wenn die Eucharistiefeier zur Mitte des Lebens der Kommunität werden soll, braucht es stärker als bisher eine Spiritualität, die im Alltag das Leben des Leibes Christi gestaltet und reflektiert. Hier geht es zum einen um die Erfahrung gelebter Geschwisterlichkeit wie auch um eine Spiritualität des Wortes Gottes, die aus der Perspektive des Teilens der eigenen Glaubenserfahrungen lebt. Das werden in den kleineren Seminaren die Hauskommunitäten als Ganze leben lernen – die größeren Kommunitäten werden sich verstehen als Trainingsort einer zukünftigen Ekklesiopraxis. Kleinere Gemeinschaften werden sehr autonom und in Begleitung von geeigneten priesterlichen Begleitern ihr Leben in dieser geistlichen Perspektive gestalten. Die Praxis einer gemeinschaftlichen Spiritualität wird sich auswirken auf das ganze Leben der Kommunität und ihre

partizipativen Prozesse der Entscheidungsfindung. Sie gehören zu einer größeren Kommunität und lernen so, synodal und gemeinsam auch das Ganze zu sehen und zu bedenken. Vielfalt und Einheit, Autonomie und Verbundenheit, Partizipation und Leitung werden eingeübt, ausgehalten, diskutiert und gelebt.

So sehr dies auch in einzelnen Aspekten schon in einzelnen Kommunitäten geschieht, so sehr fehlt eine Gesamtgestaltung aus dem Geist einer Spiritualität der Gemeinschaft, wie sie etwa Papst Johannes Paul II in *Novo Millennio Ineunte* als dringendes Desiderat skizziert hat.¹⁰ Gerade im Blick auf die pastorale Entwicklung einer Kirche, die sich in sehr unterschiedlichen Gemeinschaftsformen als ein eucharistisches Netzwerk darstellt und sehr auf die Entwicklung der Taufwürde des gemeinsamen Priestertums setzt, braucht es ja Priester und Verantwortliche, die selbst ergriffen sind vom Geist einer *Communio*, die auch gelebt und entwickelt werden will. Die Grunderfahrung einer *Communio* des Auferstandenen als positiver Kraft für den Aufbau der Kirche ist zur Zeit noch häufig überdeckt durch den Wunsch, „endlich allein zu sein“ und die Gemeinschaft des Seminars verlassen zu können.

6. Herausgehen: Die Option für die Armen

Da Kirche sich in Zukunft von Ihrer Sendung her konkret im Sozialraum gestaltet, ist die Begegnung mit den Armen, das Teilen ihres Lebens, auch ein wichtiger Teil der Ausbildung. Das hat sich in den letzten Jahren in vielen Seminarbildungen schon durchgesetzt. Es geht aber nicht nur darum, „für“ Arme etwas zu tun, sondern konkret ihr Leben zu teilen. Dies kann in unterschiedlichster Weise geschehen, muss aber meines Erachtens intensiver als ein wöchentliches Praktikum sein. Es geht um echte „Immersion“ in das Leben der Menschen. Pate stehen könnten dafür die Erfahrungen der Jesuiten in ihrer Noviziats-

ausbildung. Vielleicht kann dies im Rahmen eines längeren Praktikums während der Externitas sein, in der der Kandidat auch „mitten unter den Menschen“ lebt.

7. Einfach leben lernen

Vor allem in den kleineren Seminarkommunitäten in der zweiten Hälfte des Studiums sollten die Gemeinschaften sich selbst versorgen und auch ohne „Haushälter“ leben. Dabei gilt es, ein einfaches Leben einzuüben. Der Umgang mit Geld, mit Selbstversorgung, einer Lebenskultur und einer Esskultur kann so gemeinschaftlich eingeübt werden. Es ist diese Einfachheit, aber auch das Erlernen alltagstauglicher Kompetenzen, die wichtig ist für die Zukunft priesterlichen Lebenskultur. Vor allem aber kann auf diese Weise auch eine echte Teilnahme am Leben der Menschen im konkreten Umfeld möglich werden.

8. Persönliche Studien- und Entwicklungsbegleitung

Die Kandidaten sind in den vergangenen Jahren immer heterogener geworden. Faktisch gibt es keine standardisierten Biographien mehr. Die Priesterausbildung hat faktisch mit einer Individualisierung der Ausbildung im Rahmen der Möglichkeiten reagiert. Durch die hier gemachten Vorschläge kann diesem Anliegen weitergehend Rechnung getragen werden. Damit aber wird der Ausbildungsweg der Kandidaten nicht beliebig, sondern anspruchsvoller. Der Heimatregens ist persönlicher Ausbildungsbegleiter. Die Ausbildung profiliert und differenziert sich allerdings weiter. So kann zur Aufnahme und im Verlauf des Studiums zuerst die wechselseitige Erwartung geklärt werden, und vor allem können die genauen Wege des Studenten angemessen evaluiert werden. Es ist aber zugleich möglich, den Gaben und auch den Wachstumszonen der Kandidaten Rechnung zu tragen.

Die Priesterausbildung will aus guten Gründen auf die Erfahrung der Seminare nicht verzichten. Doch zugleich zeigt sich, dass mit der Veränderung einiger Koordinaten das Gefüge der Seminaristenausbildung dynamisiert und adaptiert werden kann. Skizzen für eine erneuerte Ausbildung sollten hier zur Diskussion gestellt werden. Sie sind sich ihrer Begrenztheit bewusst – aber sie sind vielleicht ein Impuls für eine breite Diskussion und könnten einen Weg weisen, der aus den Dilemmata der Gegenwart herausführt.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Optatam Totius 1.
- ² Vgl. M. Fallert, Mitarbeiter der Bischöfe. Würzburg 2007.
- ³ http://de.radiovaticana.va/news/2013/09/19/papst_an_bisch%C3%B6fe:_%E2%80%9Eseid_nahe_am_volk_und_lebt,_was_ihr_predigt%E2%80%9C/teD-729936.
- ⁴ Vgl. hierzu C. Hennecke, Glänzende Aussichten. Münster 2010.
- ⁵ Vgl. hierzu C. Hennecke/D. Tewes/G. Viecens, Kirche geht. Die Dynamik lokaler Kirchenentwicklung Würzburg 2013.
- ⁶ Vgl. hierzu P. Elhaus/C. Hennecke/D. Stelter/D. Stoltmann-Lukas, Kirche2. Eine ökumenische Vision. Würzburg 2013.
- ⁷ „Um Gottes Volk zu weiden und immerfort zu mehren, hat Christus der Herr in seiner Kirche verschiedene Dienstämter eingesetzt, die auf das Wohl des ganzen Leibes ausgerichtet sind. Denn die Amtsträger, die mit heiliger Vollmacht ausgestattet sind, stehen im Dienste ihrer Brüder, damit alle, die zum Volke Gottes gehören und sich daher der wahren Würde eines Christen erfreuen, in freier und geordneter Weise sich auf das nämliche Ziel hin ausstrecken und so zum Heile gelangen.“
- ⁸ Vgl. G. Bausenhardt, Ein (bislang) unfruchtbar gebliebener Text: Lumen Gentium 18, 1, in Norbert Clemens Baumgart/Gerhard Ringshausen (Hg.), Philosophisch-theologische Anstöße zur Urteilsbildung (FS Werner Brändle) (Lüneburger Theologische Beiträge 5). Berlin 2007, 19-30.
- ⁹ PO 2.
- ¹⁰ Vgl. Apostolisches Schreiben Novo Millennio Ineunte, VAS 150, nr 43.

Seid fröhlich in der Hoffnung

Am Sonntag der Weltmission blickt die deutsche Kirche nach Pakistan

Pakistan steht im Zentrum des diesjährigen Sonntags der Weltmission, der in Deutschland am 26. Oktober gefeiert wird. Die Situation der Christen in dem südasiatischen Land ist alarmierend. Sowohl die staatliche Gesetzgebung als auch die von einem fanatisierten religiösen Mob aufgeheizte gesellschaftliche Stimmungslage tragen dazu bei, dass Christen in Pakistan verfolgt werden.

Als Papst Franziskus vor einem knappen Jahr das Apostolische Schreiben „Evangelii Gaudium“ veröffentlichte, wies er auch auf die Bedrohung der Religionsfreiheit in vielen Regionen der Welt hin. Als hätte er die konkrete Situation der Christen in Pakistan im Blick, sprach er von den Herausforderungen, die „sich in echten Angriffen auf die Religionsfreiheit oder in neuen Situationen der Christenverfolgung, die in einigen Ländern alarmierende Stufen des Hasses und der Gewalt erreicht haben“ zeigen.¹ An einer späteren Stelle des Dokumentes verwies er darauf, dass die Religionsfreiheit „als ein fundamentales Menschenrecht betrachtet wird. Sie schließt die Freiheit ein, die Religion zu wählen, die man für die Wahre hält, und den eigenen Glauben öffentlich zu bekunden.“² Tatsächlich wird das Recht auf Religionsfreiheit aber in vielen Ländern der Welt bis heute mit Füßen getreten. Alarmierende Zahlen präsentierte diesbezüglich der „Ökumenische Bericht zur Religionsfreiheit von Christen weltweit in 2013“. In 160 Ländern der Welt werden Menschen daran gehindert, ihren

Glauben frei auszuüben oder sich zu einer Religionsgemeinschaft ihrer Wahl zu bekennen.³

Besonders Christen gehören zu den am stärksten verfolgten Angehörigen einer Religion: Sie gelten in 111 Staaten als bedrängt oder verfolgt.⁴ Besonders gravierend ist die Verletzung ihrer Religionsfreiheit im südasiatischen Pakistan.⁵ Zwar ist das Recht, sich zu einer Religion zu bekennen und religiöse Einrichtungen zu etablieren, in Artikel 20 der pakistanischen Verfassung ausdrücklich erwähnt. Und Artikel 36 betont, dass Minderheiten zu schützen sind. Darüber hinaus erwähnt die pakistanische Verfassung nach einer Verfassungsänderung im April 2010 bereits in der Präambel, dass allen Pakistanern das Recht auf eine freie Religionsausübung zugestanden werden müsse. Und schließlich hat Pakistan den Artikel 18 der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte vom 10. Dezember 1948, der das Recht auf eine freie Religionsausübung benennt, ebenso unterzeichnet wie den Artikel 18 des internationalen Pakts über bürgerliche und politische Rechte vom 16. Dezember 1966, der eine staatliche Selbstverpflichtung darstellt, das Recht auf Religionsfreiheit zu gewähren.⁶ Doch was sind Artikel in der Verfassung wert, wenn in Pakistan fast tausend Menschen wegen Blasphemie-Vergehen angeklagt und zum Tode verurteilt werden: 479 Muslime, 340 Amadis, 119 Christen, 14 Hindus sowie weitere Personen, deren Religionszugehörigkeit nicht bekannt ist, wurden in den vergangenen Jahren in juristisch mehr als zweifelhaften Verfahren der Blasphemie angeklagt und gemäß Paragraph 275-C zum Tode verurteilt. Der in Deutschland bekannteste Fall ist sicherlich derjenige von Asia Bibi, die vor inzwischen mehr als fünf Jahren inhaftiert wurde, weil man sie nach einem Konflikt der Blasphemie bezichtigte. Die Katholikin aus dem Dorf Irranwali in der Provinz Punjab wurde nach einem Streit unter Landarbeiterinnen der Blasphemie angeklagt. Der Vorwurf: Die Christin soll den Propheten Moham-

med beleidigt haben. Asia Bibi habe für eine Gruppe Landarbeiterinnen Wasser geholt, woraufhin sie von diesen aufgefordert worden sei, sich zum Islam zu bekennen, damit die anderen Frauen das Wasser trinken könnten. Daraufhin sei eine Diskussion entbrannt, während der Asia Bibi behauptet haben soll, dass Jesus Christus und nicht Mohammed der wahre Prophet Gottes sei. Als die Dorfbewohner daraufhin versuchten, Asia Bibi in ihre Gewalt zu bringen, schritt die Polizei ein und verhaftete die Katholikin. Es kam zum Prozess vor dem Provinzgericht in Nankana (Punjab), das am 8. November 2010 die Todesstrafe verhängte. Rechtskräftig ist dieses Urteil allerdings erst dann, wenn es vom Obersten Gericht des Punjab bestätigt wird.⁷

Wie schwierig es ist, in einer religiös fanatisierten Gesellschaft gegen das Unrecht eines Blasphemievorwurfes vorzugehen, zeigt das Engagement des Gouverneurs von Panjab, Salman Taseer, der sich für Asia Bibi einsetzte und auch den häufigen Missbrauch des Blasphemiegesetzes in Pakistan anprangerte. Am 4. Januar 2011 wurde Taseer von einem Angehörigen seiner eigenen Leibgarde ermordet. Zwei Monate später wurde auch Shahbaz Bhatti, der pakistanische Minister für Minderheiten, aufgrund seines Eintretens für Asia Bibi Opfer eines Mordanschlags. Als ein Mitarbeiter von missio nach Pakistan reiste, um von einem pakistanischen Menschenrechtsaktivisten Hintergrundinformationen über den Fall von Asia Bibi zu erhalten, wurde ihm während des Gesprächs im Hotelzimmer wortlos ein Zettel überreicht auf dem stand, dass man im Hotel nicht frei sprechen könne, da das Gespräch vermutlich vom pakistanischen Geheimdienst abgehört werde. Als der missio-Mitarbeiter sich in diesem Jahr in Europa mit einem Richter am Obersten Gerichtshof Pakistans traf, um mit ihm über Möglichkeiten zu sprechen, wie der Fall von Asia Bibi evtl. gelöst werden könne, bekannte der pakistanische Richter freimütig, dass selbst die Richter des Obersten Gerichtshof Angst vor Ver-

geltungsanschlägen hätten, sobald sie für einen Freispruch plädieren würden.

Zwischen Akzeptanz und Intoleranz

Wenn in Pakistan das Recht auf Religionsfreiheit heute mit Füßen getreten wird, so liegt hinter dem südasiatischen Staat eine wechselhafte Geschichte. Als die islamische Republik Pakistan am 11. August 1947 gegründet wurde, hatte Mohamed Ali Jinnah, der Gründer der pakistanischen Nation, seinen Landsleuten wenige Tage zuvor noch zugerufen: „Ihr seid frei, zu eurer Moschee und euren Tempeln oder jeglichen anderen Orten der Anbetung zu gehen. Ihr könnt jeglicher Religion angehören. Der pakistanische Staat hat damit nichts zu tun [...] Es wird die Zeit kommen, wenn Muslime aufhören werden, Muslime zu sein und Hindus aufhören werden, Hindus zu sein – nicht im religiösen Sinne, denn das ist ihr persönlicher Glaube, sondern als Bürger Pakistans.“ Doch diese Zusage einer religiösen Toleranz wich in Jahrzehnten gewalttätiger politischer Umbrüche staatlichen Islamisierungstendenzen. Im Jahr 1977 putschte sich Zia-UI-Haq an die Macht und setzte eine umfassende Islamisierung des öffentlichen Lebens, der Justiz und der Politik in Pakistan durch. Das ursprünglich in der Verfassung verbriefte Grundrecht auf eine freie Religionsausübung wurde außer Kraft gesetzt, die Blasphemiegesetze, die bis heute für Angst und Schrecken in Pakistan sorgen, wurden in den 1980er Jahren eingeführt.

Blasphemiegesetz öffnet Willkür Tür und Tor

Bei der berüchtigten pakistanischen Blasphemie-Gesetzgebung handelt es sich um Artikel 15 (Straftaten in Bezug auf Religion) des Pakistanischen Gesetzbuches in Zusammenspiel mit den Artikeln 295 bis 298. Entscheidend sind die Artikel 295-B (Schädigung des Heiligen Koran) und 295-

C (Verwendung von abfälligen Anmerkungen in Bezug auf den Heiligen Propheten).⁸ Beide Normen setzen eine konkrete Handlung – unabhängig von der Intentionalität des „Täters“ – voraus. Folge einer Verurteilung wegen „Schändung des Korans“ kann die lebenslange Haft sein, bei „Verwendung von abfälligen Anmerkungen in Bezug auf den Heiligen Propheten“ sind eine Geldstrafe, lebenslange Haft oder gar die Todesstrafe möglich. Ob Anklage erhoben wird, ist willkürlich. Da das Gesetz leicht zu missbrauchen ist, wird es oftmals zu einem Mittel, um persönliche Rache zu üben oder „offene Rechnungen“ zu begleichen. Abhängig vom allgemeinen Klima im Land verändert sich auch die Häufigkeit der Anwendung des Blasphemiegesetzes. Gerade mit einem stärkeren Einfluss der islamischen Fundamentalisten in den vergangenen Jahren kam es zu einem dramatischen Anstieg der Gerichtsverhandlungen aufgrund des Blasphemieverdachts. In diesem Bereich ist die Anzahl der Verfahren, in denen Christen beschuldigt werden, in den vergangenen Jahren enorm gestiegen.

Problematisch an der Blasphemie-Gesetzgebung in Pakistan ist zum einen, dass die Motive des Angeklagten keine Rolle spielen. So reichte es in der Vergangenheit beispielsweise, eine Visitenkarte einer Person mit dem Namen Muhammed mit den Füßen zu berühren, damit der Strafbestand der Blasphemie erfüllt ist. Darüber hinaus öffnet das Blasphemiegesetz der Denunziation und Willkür Tür und Tor. Wer einem anderen Menschen schaden will, kann ihn eines Blasphemievergehens bezichtigen, und der Beschuldigte hat kaum eine Chance, seinen Kopf wieder „aus der Schlinge herauszuziehen“. So betonte der wegen seines Einsatzes gegen die Blasphemie-Gesetzgebung ermordete pakistanische Minister für Minderheiten, Shabazz Bhatti, dass das Blasphemiegesetz in Pakistan in über 90 Prozent der Fälle, in denen es angewandt wird, missbraucht wird, um Unschuldigen zu schaden.

Freie Religionswahl unmöglich

In dem von Pakistan ratifizierten Internationalen Pakt IPbR sind in Artikel 18, Absatz 2 die freie Apostasie, also die Abwendung von einer Religion, wie auch die Konversion, d.h. der Übertritt zu einem anderen Bekenntnis, als Möglichkeit verankert. Diese zwei Wege zur Wahrung der freien Religionsausübung gelten als „Lackmustest“ der verwirklichten Religionsfreiheit in einem Staat. Doch trotz der offiziellen Ratifizierung kann sich praktisch in Pakistan kein Apostat bzw. Konvertit sicher sein, dass er nicht Opfer von Gewalt wird, sobald seine Tat in der Öffentlichkeit bekannt wird. Insbesondere wer in Pakistan zum Christentum konvertiert, läuft Gefahr, verfolgt zu werden.

Wie folgenreich, aber zugleich einseitig die Folgen einer Konversion sein können, offenbaren die Zwangskonversionen junger Mädchen, sowie die hohe Anzahl junger Frauen, die nicht-muslimischen Minderheiten angehören, aber von muslimischen Männern entführt, missbraucht und dann zum Übertritt zum Islam sowie zur Heirat des muslimischen Entführers gezwungen werden.⁹ Wegen der Gleichgültigkeit der Ordnungskräfte und der lokalen Gerichte bleibt dies eine der schmerzlichen Realitäten ungeachteter Religionsfreiheit und verletzter Menschenwürde.

Die römisch-katholische Kirche in Pakistan

Die Christen in Pakistan leben als Minderheit im südasiatischen Land. Etwa die Hälfte von ihnen bekennen sich zum katholischen Glauben. Der römisch-katholischen Kirche Pakistans gehören etwa eine Million Gläubige an, die sich überwiegend auf die Erzdiozesen Karatschi und Lahore sowie die Diözesen Faisalabad, Multan und Islamabad-Rawalpindi und das Apostolische Vikariat Quetta verteilen. Dabei gehört die Mehrheit der Christen in Pakistan den un-

tersten sozialen Schichten der Gesellschaft an. Dementsprechend niedrig ist das Bildungsniveau. Oftmals sind sie Latrinenreiner, Tagelöhner in der Landwirtschaft u.a.

Gesellschaftlich betätigt sich die katholische Kirche in Pakistan aktiv im Bereich der Bildung und im Gesundheits- sowie sozialen Sektor und wird deshalb als aktive Minderheit aufmerksam wahrgenommen. Als Glaubensgemeinschaft in einer Diasporasituation haben die Christen in den vergangenen vier Jahrzehnten verschiedene Wege gefunden, um ihren Glauben zu leben und die Gesellschaft zu gestalten. So wurde Caritas Pakistan seit 1974 zu einem Zeichen der Hilfsbereitschaft und christlichen Liebe. Sie schenkt Hoffnung in Situationen der Armut und wird im Katastrophenfall wie beispielsweise dem dramatischen Hochwasser im August 2010 tätig. In ihrem Engagement wendet sich die Caritas in Pakistan aber auch gegen Diskriminierung und fördert Projekte zur Entwicklung eines interreligiösen Friedens.

Neben der Linderung der Not setzt sich die katholische Kirche mit ihrer National Commission for Justice and Peace (NCJP) dafür ein, soziale Gerechtigkeit und gesellschaftlichen Frieden im Land zu gestalten. Das 1985 von der pakistanischen Bischofskonferenz gegründete Büro unterstützt zahlreiche Projekte und wird damit zum Anwalt für die Umsetzung der Menschenrechte in dem südasiatischen Land. Die Dringlichkeit dieses Engagements wird deutlich, wenn man bedenkt, unter welchen Bedingungen die Menschen in Pakistan leben und arbeiten. Außerdem unterstützt die NCJP die politische und demokratische Bewusstseinsbildung. Mit den sieben regionalen Büros in Rawalpindi, Gujranwala, Faisalabad, Multan, Hyderabad, Karachi und Quetta sowie ihrem Nationalbüro in Lahore, das die Arbeit koordiniert, arbeiten über 500 Menschenrechtsaktivisten aus verschiedenen Religionen und Kulturen zusammen, um der Gesellschaft Pakistans ein menschenwürdiges Antlitz zu geben.

Auf die starke Islamisierungswelle von Seiten des Staates in den achtziger Jahren antwortete die katholische Kirche mit verschiedenen Aktionen zum Aufbau eines interreligiösen Dialogs. Ein entscheidender Schritt auf diesem Weg war die Gründung der National Commission for Interreligious Dialogue & Ecumenism (NCIDE) durch die pakistanische Bischofskonferenz im Jahr 1985. Von der Kommission werden Programme initiiert, die den Frieden zwischen Christen und Muslimen fördern sowie eine interreligiöse Gemeinschaft ohne die Benachteiligung der Minderheiten aufbauen. Um dieses Ziel zu erreichen, lädt die Kommission Führer der verschiedenen Religionsgemeinschaften des Landes zu vertrauensbildenden Diskussionen ein. Dieser Dialog des Lebens trägt Früchte: So laden sich die Vertreter der Religionen heute oft gegenseitig zu ihren jeweiligen religiösen Festen ein: Wichtige kleine Schritte zu Verständnis und Toleranz.

Projekte fördern interreligiösen Dialog

Es sind die über das ganze Land verstreut initiierten Dialogprojekte, die dazu beitragen, das Klima des Landes zu verändern. Beispielhaft ist die Initiative der Christian Muslim Rabta Society, die regelmäßig zu gemeinsamen Besuchen von religiösen Städten der Sikhs, Muslime und Hindus einlädt. Diese Initiative ist im Jahr 2011 entstanden, nachdem in der Aziz Colony in Gujranwala Blasphemievorwürfe gegen zwei Christen erhoben worden sind. Spontan beriefen Christen und Muslime in Gujranwala eine Friedenskonferenz ein, um mögliche Ausschreitungen eines religiös fanatisierten Mobs zu verhindern. Heute organisiert die Christian Muslim Rabta Society neben den gemeinsamen Besuchen religiöser Städte regelmäßig Friedensdebatten, interreligiöse Kunstausstellungen, religionsverbindende Sportveranstaltungen etc.

Um den interreligiösen Dialog zu fördern, wurde 2010 das Dominican Peace Center, ein Ort der Begegnung für Menschen verschiedener Religionen, eröffnet. Bei der Segnung des Zentrums nannte der Präsident des Päpstlichen Rates für den Interreligiösen Dialog, Kardinal Jean-Louis Tauran, Toleranz, gegenseitigen Respekt und Zusammenarbeit als wichtigste Voraussetzungen für den Interreligiösen Dialog. Ein Raum der Begegnung und des Lernens ist die Bibliothek, deren Bestand zur Friedenserziehung im Land beitragen soll. Schon heute werden Seminare zum Thema Frieden, Gerechtigkeit und Religionsfreiheit angeboten. Außerdem werden verschiedene Zeitschriften, Broschüren und Bücher publiziert. Indem das Dominican Peace Center für alle Menschen unabhängig von ihrer jeweiligen Religionszugehörigkeit offensteht, trägt es über Religionsgrenzen hinweg dazu bei, Frieden in der pakistanischen Gesellschaft zu säen.

Im Fall von Naturkatastrophen leisteten die Kirchen in Pakistan effektive Soforthilfe. Auch die kirchliche Bildungs- und Sozialarbeit sowie zahlreiche kirchliche Einrichtungen tragen maßgeblich zur Entwicklung des Landes bei. Seit 2006 hat die von der National Commission for Justice and Peace gegründete Pakistan Catholic Women's Organization ihre Arbeit aufgenommen und vertritt mutig die Rechte der christlichen Frauen, um ihnen im gesellschaftlichen Leben Gehör zu verschaffen. Besonders Christin zu sein, ist in Pakistan eine zweifache Herausforderung, die der Unterstützung bedarf. Denn „die Stellung der Frau ist durch Diskriminierung, Gewalt und Missbrauch gefährdet. Frauen kämpfen um den Zugang zu Bildung und der Arbeitswelt“, fasst es Rosemary Noel, die nationale Koordinatorin der Pakistan Catholic Women's Organization (PCWO) zusammen. Die kirchliche Frauenorganisation will mehr den Frauen in Pakistan Selbstbewusstsein vermitteln und bietet dezentral Seminare und Workshops an, damit Frauen ihre Fähigkeiten erkennen und einsetzen lernen.

Sie organisiert Rechtshilfe für Frauen, die sich vor Gericht verantworten oder für ihre Rechte kämpfen müssen und wendet sich an die nationale und internationale Öffentlichkeit, um Frauen zu schützen bzw. um gegen Menschenrechtsverletzungen in Pakistan zu protestieren.

Dialog als Weg in eine gemeinsame Zukunft

Der Dialog zwischen den Religionen und das Engagement für Minderheiten, sei es religiös oder aber kulturell, stellt für die Christen in Pakistan die entscheidende Aufgabe dar. Deswegen unterstützt das Internationale Missionswerk missio zusammen mit engagierten Katholiken in Deutschland zahlreiche Projekte in diesem Bereich und wird seinen Einsatz für die Christen in Pakistan im Jahr 2014 weiter verstärken. Mit der Auswahl Pakistans als Schwerpunktland des diesjährigen Weltmissionssonntags möchte missio das Ringen um die Religionsfreiheit in der islamischen Republik thematisieren. Einerseits soll so die deutsche Bevölkerung für die Situation aller religiösen Minderheiten in Pakistan sensibilisiert, andererseits den Verfolgten Pakistans in der deutschen Politik eine Stimme gegeben werden. Dies trägt dazu bei, um auf internationaler Ebene die Bestrebungen für ein friedliches und freies Miteinander der Religionen unterstützen.

Anmerkungen:

¹ Apostolisches Schreiben Evangelii Gaudium des Heiligen Vaters Papst Franziskus, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2013, 61.

² S.o., 255.

³ Vgl. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz/Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.), Ökumenischer Bericht zur Religionsfreiheit von Christen weltweit 2013.

Das Recht auf Religions- und Weltanschauungsfreiheit: Bedrohungen – Einschränkungen – Verletzungen, (Autor: Theodor Rathgeber). Bonn/Hannover 2013, 9.

- ⁴ Ausdrücklich soll das Christentum damit nicht in die Rolle einer „natürlichen Opferreligion“ gedrängt werden, der „natürliche Täterreligionen“ entgegenstehen. Solch eine simplifizierende Gegenüberstellung wäre nicht sachgemäß. Zum einen trifft zu, dass Religionsangehörige, die in einem Staat bedrängt bzw. verfolgt werden, in einem anderen Staat selbst Angehörige fremder Religionen bedrängen bzw. verfolgen. Und zum anderen darf nicht übersehen werden, dass Verletzungen der Religionsfreiheit oft mit politischen, ökonomischen, historischen oder ethnischen Faktoren korrelieren bzw. von diesen Faktoren gefördert werden. Vgl. Reifeld, Helmut, Religionsfreiheit als Menschenrecht, in: Analysen und Argumente. Perspektiven deutscher Außenpolitik. Berlin 2013, 6.
- ⁵ Vgl. Emmanuel Asi, Religionsfreiheit für eine Kirche in der Diaspora, in: Klaus Krämer/Klaus Vellguth (Hg.), Religionsfreiheit. Grundlagen – Reflexionen – Modelle (ThEW 5). Freiburg 2014, 151-184.
- ⁶ Der Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte (IPbpr) vom 16. Dezember 1966, der am 23. März 1976 in Kraft getreten ist, ist von der Islamischen Republik Pakistan am 17. April 2008 unterzeichnet und am 23. Juni 2010 ratifiziert worden. Vgl. Oehring, Otmar, Religionsfreiheit: Pakistan, in: missio, Internationales Katholisches Missionswerk e.V. (Hg.), Länderberichte Religionsfreiheit, Heft 1. Aachen 2012.
- ⁷ Vgl. Klaus Vellguth, Unterdrückung und Gewalt. Zur Lage der Christen in Pakistan, in: Herder Korrespondenz 68 (2014) 3, 151-156.
- ⁸ Vgl. Oehring, Religionsfreiheit.
- ⁹ Es ist in vielen Regionen des Landes üblich, dass die Frau ihren Vergewaltiger heiratet, um durch die nachträgliche Heirat ihre Ehre wieder herzustellen.

Antje Koehler/Elmar Trapp

Dabei und Mittendrin

Gaben und Aufgaben demenzsensibler Kirchengemeinden

Demenz hat Zukunft

An einer Demenz erkrankte Menschen und mit ihnen in der Folge auch die betroffenen Angehörigen tauchen im Leben einer Kirchengemeinde nur selten öffentlich auf.¹ Viele der Betroffenen ziehen sich mit einer fortschreitenden Demenzerkrankung aus Scham und Angst mehr und mehr aus dem aktiven Gemeindeleben zurück oder werden (meist unbewusst) ausgegrenzt, so dass ihre Teilhabe und Teilnahme durch innere und äußerere Barrieren erschwert und verhindert wird.

Fest steht, Menschen mit einer Demenz sind wachsender Teil unserer Kirche. In Deutschland gehen wir aktuell von ca. 1,5 Millionen Menschen mit einer Demenzerkrankung aus –Tendenz steigend. Mit betroffen sind unzählige Ehepartner, Kinder, Familienmitglieder, Bekannte und Nachbarn. „Jeder 20. im Alter zwischen 65 und 69 Jahren ist betroffen, zwischen dem 80. und 90. Lebensjahr sogar fast jeder Dritte. Alleine in der Stadt Köln leben zum jetzigen Zeitpunkt ca. 31.000 Menschen mit einer diagnostizierten Demenz. Diese Zahlen werden sich laut den demographischen Prognosen in den nächsten Jahrzehnten verdoppeln.“² Was vielen Akteuren in und außerhalb der Kirchen häufig nicht bewusst ist, dass nur 30-40 % der Betroffenen in stationären Einrichtungen leben und die anderen 60-70 % bis zum Schluss zu Hause, also im direkten Wohn- und Lebensumfeld der Gemeinden leben und versorgt werden. Hier braucht es stärker als bisher wohnortnahe, kleinräumige Netzwerke in Kirche

und Kommune.³ Da die Altersstruktur der meisten Kirchengemeinden der der Gesellschaft schon jetzt um 30 Jahre voraus ist⁴, wird eine zukunftsfähige Kirche um diesen – gesellschaftlich hochrelevanten – Trend nicht umhinkommen und diesen aufnehmen, angehen und aktiv gestalten wollen und müssen. Die zunehmende Zahl an Demenzerkrankungen verunsichert und ängstigt nicht nur die betroffenen Menschen selbst. Auch das engere und weitere Umfeld ist häufig herausgefordert, sich nicht nur mit drängenden Fragen der Betreuung und Pflege, sondern auch allerlei Ängsten, Sinnfragen und Vorurteilen auseinanderzusetzen. „Demenz ist Sippenhaft“⁵, d.h. eine Demenz hat viele strukturelle Auswirkungen auf unmittelbar und mittelbar Mitbetroffene und verändert das fast immer ein ganzes System. Die Betreuung bleibt bei allen unterstützenden und flankierenden Diensten und Hilfen eine umfassende physische und psychische Herausforderung, für viele eine große Belastung, für manche, auch die Professionellen, eine Bereicherung.

Eine Demenz kann jeden treffen. Sie ist (noch?) nicht heilbar. Hauptrisiko ist das Alter. Manche meinen sogar, eine Demenz sei eine „normale“ Alterserscheinung, „ein Phänomen, dafür dass man älter wird“⁶ und damit ein automatischer Preis für diese gestiegene Lebenserwartung. Therapie und Rehabilitation sind jedenfalls nur begrenzt möglich; der Fortschritt einer Erkrankung kann mit Medikamenten bis heute nur aufgehalten werden.

Von der Idee zum Projekt

Mit der Einstellung einer erfahrenen neuen Mitarbeiterin, entstand im Sommer 2012 die Idee, im Demenz-Servicezentrum Region Köln und das südliche Rheinland das Thema „Spiritualität als Ressource zur Lebensbewältigung“ von Menschen mit Demenz aufzugreifen.⁷ Dies war unter der finanziellen Förderung der Robert Bosch Stiftung die Initialzündung für den Antrag eines ökumenischen Pilotprojekts, das es so im Stadtde-

kanat Köln noch nicht gegeben hat: „Dabei und mittendrin“- Gaben und Aufgaben demenzsensibler Kirchengemeinden, über das Kirchengemeinden im Stadtgebiet für die Anwesenheit und Teilhabe von Menschen mit Demenz sensibilisiert wurden und geeignete Maßnahmen zur Förderung gemeinsamer Begegnungen angestoßen werden konnten. Über das Förderprogramm der sogenannten „Demenzfreundlichen Kommunen“⁸ bekam dieses Projekt als eines von 29 deutschlandweiten Projekten im Februar 2013 den Zuschlag. Es wurde unter Leitung des Demenz-Servicezentrum Region Köln und das südliche Rheinland in Trägerschaft der Alexianer Köln GmbH in Kooperation mit dem Katholischen Stadtdekanat und dem Evangelischen Kirchenverband Köln und Region durchgeführt.

Innerhalb einer Projektsteuerungsgruppe⁹ haben wir unter Steuerung der Projektkoordinatorin die einzelnen Bausteine geplant, begleitet und reflektiert.

Über die örtlichen Kirchenleitungen haben wir alle leitenden Pfarrer mit der Idee konfrontiert und eine offene Ausschreibung durchgeführt.¹⁰ Übrig für die konkrete Projektumsetzung blieben ein katholischer Seelsorgebereich und eine evangelische Kirchengemeinde.¹¹

Diese beiden Kirchengemeinden haben sich für ca. 1,5 Jahre mit Menschen vor Ort und den Beteiligten der Steuerungsgruppe auf den Weg gemacht. Sie können mit ihren Erfahrungen ein Anreiz für andere Gemeinden sein, sich mehr mit dem Thema „Demenz“ zu beschäftigen und mit ihrem Erfahrungshorizont Ansprechpartner und Sprachrohr für Gaben und Aufgaben demenzsensibler Gemeinden zu sein.¹² Innerhalb einer offenen Infoveranstaltung¹³ wurde in beiden Gemeinden das Projekt inklusive seiner Projektbausteine vorgestellt und erste gemeinsame Diskurse angeregt.

Schulungsangebote

An den zwei Samstagen ging es für beide Kirchengemeinden in den offenen Schu-

lungen zunächst um das Krankheitsbild aus medizinischer Sicht, um praktische Übungen zur Kommunikation und dem Umgang mit Menschen mit einer Demenz. Am zweiten Tag waren der Fokus die religiösen Ressourcen (Biografie-Arbeit) und die Gestaltung spiritueller Angebote sowie Informationen zu vorhandenen Netzwerken und Versorgungsstrukturen vor Ort. Hier kamen sowohl Schlüsselpersonen der Gemeinde wie hauptamtliche Pfarrer, Leitungen der Seniorenarbeit, Kirchenmusiker, Küster, Pfarramtssekretärinnen sowie interessierte Gemeindeglieder und betroffenen Angehörige miteinander ins Gespräch.

Ziel der beiden Tage war es, Ängste und Vorurteile im Umgang mit dementiell veränderten Menschen anzusprechen, Ahnungslosigkeiten und Unsicherheiten durch Informationen und Erfahrungen abzumildern, vielleicht sogar abzubauen und sich der Frage zu stellen, wen wir überhaupt in unseren Gemeinden „dabei haben“ wollen. Sind wir in der Beschäftigung mit diversen Milieus möglicherweise nicht längst „blind“ für unsere Zielgruppe, der von einer Demenz betroffenen Menschen, geworden?

Tatsächlich waren auf den Schulungen bei den Teilnehmenden viele „Aha-Momente“ zu bemerken:

- a) „Wir haben die Menschen mit einer Demenz und ihre Angehörigen auch in unseren Kirchen verloren und haben es nicht gemerkt.“¹⁴
- b) „Wir haben (innerhalb der Schulungen) an unserer Sensibilität auf Gemeindeebene und an unserer Haltung gearbeitet. Das ist ein Prozess, der weitergeht.“¹⁵
- c) Den beteiligten Projektpartnern ist klar geworden, „dass sie nichts groß Neues erfinden müssen. Bei allem organisatorischen und inhaltlichen Austausch war zu spüren, dass „ das Besondere eigentlich nichts Besonderes war“¹⁶ und es vor allem um den ganz normalen, alltäglichen Umgang miteinander geht.

Bildungsangebote wie kirchliche Schulungen, Workshops, Themennachmittage der Gemeindeleitungen, Caritasausschuss usw. können auf diese Weise ein wichtiger

und gelungener Einstieg und Anstoß für erste Kulturveränderungen und eine erste offene Bestandsaufnahme sein.

„Inklusive“ Gottesdienste

Mit der Planung und Durchführung von je zwei besonderen Sonntags-Gottesdiensten ging es in dem Projekt nicht darum¹⁷, einen weiteren *Sondergottesdienst* für eine spezielle Zielgruppe (neben den besonderen Angeboten für Kleinkinder, Kinder, Jugendliche, Senioren, Kranke etc.) in den beteiligten Gemeinden zu etablieren. Grundsätzlich waren alle Maßnahmen des Projekts darauf ausgerichtet, keine neuen und spezialisierten Angebote für Menschen mit Demenz zu entwickeln (und diese damit wieder zu segregieren, statt zu integrieren), sondern die bestehenden gemeindlichen Angebote zu öffnen und bewusst so zu gestalten, dass Menschen mit einer Demenz erfahren können, eingeladen, „dabei und mittendrin“ zu sein. Grundannahme war, dass der gemeinsame, sonntägliche Gottesdienst in der Regel Ausgang, Ziel und Mittelpunkt des Lebens einer jeden Gemeinde ist bzw. sein kann. Mit diesem Hintergrund und dem besonderen „Fokus Demenz“ sind die beteiligten Gemeinden an die Vorbereitung und Durchführung von Sonntags-Gottesdiensten für Menschen mit und ohne Demenz gegangen. Denn wir haben zum jetzigen Zeitpunkt in der älteren Generation noch reichlich Menschen, die kirchlich-religiös sozialisiert sind und ganz selbstverständlich mit einer zumindest (sonntäglichen) Gottesdienstpraxis aufgewachsen sind. D. h. die altvertrauten religiösen Zeichen, Rituale, Routinen, Formen, Formeln und auch die Sakramente sind Ausdruck einer persönlichen Wirklichkeit und Frömmigkeit, die nicht erst kognitiv erschlossen werden muss, sondern für viele Menschen (mit und ohne Demenz) eine wichtige Lebens- und Glaubensgewissheit bedeuten. Diese Traditionen zu bewahren schafft bei demenziell erkrankten Menschen einen hohen Erinnerungswert, lässt anknüpfen an vertraute Orte und Rituale und

drückt ein Geborgen- und Getragensein von Gott und einer gottesdienstlichen Gemeinde aus. Es schenkt Gemeinschaft, gibt inneren Zuspruch: „*Gott vergisst mich nicht, auch wenn ich alles (mögliche) vergesse...*“. Dieses Grundgefühl kann mit solchen Gottesdiensten verstärkt transportiert werden, zumal viele Menschen mit Demenz auch in einem fortgeschrittenen Krankheitsstadium vertraute biblische Texte mitsprechen, alte Kirchenlieder, auch in Bruchstücken, mitsingen, die Hände zum Gebet falten und wie selbstverständlich das Kreuzzeichen machen.

Die Werbung für diese Gottesdienste erfolgte umfangreich nicht nur auf den Homepages der Gemeinden, der Kirchenverbände und kommunalen Netzwerke des Demenz-Servicezentrums, sondern verstärkt über Handzettel und Plakate in Arztpraxen, Apotheken, Bäckereien, Seniorenberatungsstellen usw. im jeweiligen Viertel, um vielleicht auch solche (neu) anzusprechen, die sich aus dem Gemeindeleben längst verabschiedet oder bislang noch nicht dafür interessiert haben. Ein eigener Fahrdienst wurde hierfür (u.a. auch für die ansässigen Altenheime) angeboten und z. T. aufwendig umgesetzt.

Besonderes Augenmerk haben wir darauf gelegt, dass sich der Begriff der „Demenzgottesdienste“ in unserem Kontext nicht etabliert, sondern es sich zielgerichtet und bewusst um normale Gemeindegottesdienste für Menschen mit und ohne Demenz handelt! Dazu ein paar Anmerkungen:

1. Die Gottesdienste sind zwar ausgerichtet auf und unter Rücksichtnahme der kommunikativen Möglichkeiten von Menschen mit Demenz, zumindest soweit das überhaupt verallgemeinert werden darf. Es sollten bewusst aber keine *Exklusiv*-Gottesdienste für spezifische Zielgruppen sein.

2. Vermeintliche oder mögliche Defizite wurden im Gottesdienst nicht eigens angesprochen¹⁸, schon gar nicht wurden die Menschen, die eben besonders eingeladen waren, auf ihre Beeinträchtigung reduziert. In der sinnlichen Gestaltung wurde bei den Ressourcen aller angesetzt.

3. Wir wollten die von Demenz betroffenen Menschen und ihre Angehörigen, gerade auch die, die noch zuhause in Privat-Haushalten leben, besonders ansprechen und einladen. Der Titel „Gottesdienst für alle“, der inhaltlich durchaus stimmig gewesen wäre, hätte diese Stoßrichtung und ausdrückliche Einladung für Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen nicht ausreichend deutlich gemacht.

4. Die Gottesdienste waren als solche nicht neu strukturiert oder aufgebaut, es waren bewusst „normale“ Sonntags-Gemeindegottesdienste (in der katholischen Gemeinde Eucharistiefeier) mit einer besonders prägnanten Sprache, mit kurzen Texten, mit einer gekürzten, sinnfälligen Predigt, mit alten Kirchenliedern im Gottesdienst, mit musikalischem Intro vor den Gottesdiensten (z. T. mit alten bekannten Volksliedern) und schließlich mit einem Kirchencafé im Anschluss.

5. Es gab für alle Beteiligten aus Anlass des Gottesdienstes einen persönlichen Zuspruch und einen symbolischen Gegenstand zur sinnlichen Erinnerung und zum Mitnehmen.

6. Vielen Besuchern stellte sich im Kontext der gefeierten gemeinschaftlichen Gottesdienste immer wieder die Frage, wer denn wohl von den Anwesenden „dement“ gewesen sei. Zu erkennen, dass trotz aller Fokussierung auf einen speziellen Ansatz das genau nicht intendiert war, eben keine Zuweisungen, oder „Tickets“ zu verteilen sind, sondern alle Anwesenden Teil einer (gottesdienstlichen) Gemeinde und Gemeinschaft sind, war als ein erster „Lernerfolg“ in den Gemeinden zu verbuchen.

Gerade die Angehörigen fühlten sich in und mit den Gottesdiensten, nach eigener Aussage²⁰, besonders willkommen und aufgenommen. In allen gut besuchten Gottesdiensten war festzustellen, dass Befürchtungen über größerer Störungen und unkontrollierbares Verhalten ausblieben und die allermeisten

Teilnehmenden ersten Ängsten zum Trotz doch recht „normal“ gewirkt haben – klar, es gab mehr Rollstühle und Rollatoren zu sehen -. Viele gerade auch der „gesunden“ Gottesdienstbesucher bemerkten, dass eine „besonders warmherzige Atmosphäre zu verspüren“ war und diese Gottesdienste wohltuend waren.²¹ Es sind dann eher die z. T. überbehütenden und vermeintlich ängstlichen Betreuenden, die mit Ihrer Unruhe den Ablauf belasten und anstecken können, ja die förmlich auffallen.²²

Schulung und Sensibilisierung der Besuchsdienste

Der dritte Projektbaustein sah einen Reflexions- und Schulungsnachmittag für die vorhandenen ehrenamtlichen Besuchsdienste in den beiden Projektgemeinden vor.²³ In fast allen evangelischen und katholischen Kirchengemeinde haben solche Besuchsdienste eine lange Tradition. Besonders bei älteren Menschen (und deren Angehörigen), wo die sozialen Netze und die Kontakte stetig abnehmen²⁴, erfreut sich ein solcher Besuch aus der Gemeinde großer Beliebtheit, z. B. zum Geburtstag, oder in Krankheit, beispielsweise mit einem besonderen Gruß des Pfarrers bzw. des Pastoralteams.²⁵ Andererseits gehört genau dies beim Ausbleiben zu den häufig zitierten schmerzlichen Erfahrungen, die ältere Gemeindeglieder nachhaltig enttäuschen. Im Rahmen des Projektes ging es darum, die vorhanden Besuchsdienste über die besondere Situation von Geburtstags- und Krankenbesuchen bei Menschen mit einer Demenz zu informieren, zu bestärken, zu sensibilisieren, zu qualifizieren, ohne – ganz im Duktus der sonstigen Projektstruktur – einen spezialisierten Besuchsdienst neu zu gründen.

Leitfragen in einem solchen Setting lauten: Wie gehe ich angemessen mit jemanden um, der nicht mehr realisiert, dass er heute Geburtstag hat und der nicht versteht, wer ich bin und in welchem Auftrag ich komme? Wie spreche ich mit den Angehörigen und anderen „Bedenkenträgern“,

die einen Besuch überhaupt nicht mehr für nötig halten?²⁶ Wie genau, kann ich einen solchen Besuch praktisch gestalten, so dass er mich und mein Gegenüber weder über- noch unterfordert?

Es ging in der Qualifizierungsmaßnahme um solch praktisches Handwerkszeug und einen diesbezüglichen Erfahrungsaustausch, der nicht zuletzt auch die Erkenntnis beinhaltet, dass wir auf viele Verhaltensweisen nicht immer adäquate Sätze und Lösungen bereit halten – und auch gar nicht bereithalten müssen. Im Zuge dieser Schulung ist eine kostenlose Handreichung²⁷ entstanden, die vorhandene Besuchsdienste motivieren will anstatt zu belehren, die gezielt vorbereiten, nicht gängeln will, die zur Reflexion der eigenen Kommunikation in der Situation strukturiert (mit den Unterthemen Vorbereitung, Begrüßung, Mitte, Abschied) und mit praxisorientierten Tipps und Hinweisen weiterhelfen will. Diese kleine Broschüre ist sicherlich ein wertvoller Beitrag für jeden „Besuchsdienstler“, der ältere Menschen mit und ohne Demenz, wo auch immer, in Privat-Haushalten oder in stationären Einrichtungen kontaktiert und aufsucht.

Fachtagung zum Abschluss

An und mit einem Fach-Tag im Juni 2014 wurden zum Abschluss des Projektzeitraums²⁸ alle am Projekt Beteiligten zusammengeführt, das Projekt noch einmal inhaltlich gebündelt, interpretiert, wissenschaftlich bewertet, theologisch gedeutet und einer großen interessierten Öffentlichkeit, (vielleicht) auch kommenden Projektgemeinden, vorgestellt. Insbesondere die Präsentation und Verteilung einer umfangreiche Broschüre mit Hintergründen, Zielsetzungen und praxisnahen Anregungen für den Weg zu einer „demenzsensiblen Kirchengemeinde“, rundeten die Vorträge und Berichte für die knapp 180 Teilnehmenden ab. Inhaltliche Klammer an diesem Tag waren zwei Fachvorträge zur theologischen Orientierung²⁹ und einer soziologischen Bewertung³⁰. Das musikalische Intermezzo bestritt ein Senio-

renchor aus Trier, in dem unter dem Motto „Für uns soll's rote Rosen regnen“ Menschen mit und ohne Demenz auftraten und dem Thema eine beeindruckend authentische und anrührende Note verliehen.

Im Zentrum des Tages stand eine sogenannte Live-Schaltung mit Berichten und einer kleinen Talkrunde/einem Interview mit ausgewählten Akteuren aus den Projektgemeinden, den Besuchsdiensten, der ökumenischen Steuerungsgruppe, der Projektleitung, mit ranghohen Kirchenvertretern beider beteiligten Kirchen und Referentinnen aus den Schulungen.

Die am Projekt Beteiligten konnten rückblickend mit Stolz darauf verweisen, dass tatsächlich auf verschiedenen (Gemeinde-)Ebenen ein gewinnbringender Prozess in Gang gestoßen worden war. Zumindest ein exemplarischer Einstieg und guter Anfang dieses so wichtigen, zukunftsweisenden Themas scheint mit Hilfe des Projektes gelungen.

Wichtig war allen Beteiligten, dass es häufig nicht um große Schritte oder kostenintensive Projekte in den Gemeinden geht, sondern vor allem um nachhaltige Anstöße und Sensibilisierungen für eine neue Kultur und Haltung. Dies schafft einen neuen Blick, wenn z.B. bei der Vorbereitung des nächsten Seniorenausflugs Menschen mit einer Demenz beteiligt werden und immer mehr *mit* ihnen gesprochen wird, statt *über* sie.

Zuspruch und Ansprüche

Manche Kirchengemeinden mögen zögern, wenn sie befragt werden, ob sie sich an einem ähnlichen Projekt beteiligen mögen. Sie werden möglicherweise „abwinken“ mit all den bekannten Argumenten in Sachen Überlastung und anderweitiger Prioritätensetzungen in der Pastoral. Was alle am Kölner Projekt Beteiligten bestätigen können, ist, dass nicht nur die Umsetzung mancher Bausteine viel Arbeit und Kraft gekostet hat, sondern dass der gemeinschaftliche und bei vielen Beteiligten auch ganz persönliche Gewinn enorm war. Den Gemeinden ging beispielsweise

schon der zweite „inklusive“ Sonntagsgottesdienst mit all seinen Anforderungen logistischer Art viel leichter „von der Hand“. Es wurden ja nicht neue Gottesdienst-Formate erfunden, sondern an dem angeknüpft, was eh schon im Gemeindeleben existiert. Auch die Besuchsdienste wurden nicht neu aufgestellt, sondern mit wertvollen Anregungen ausgerüstet. Viel innere Beteiligung, Auseinandersetzung und Herzblut waren die Folge, sie wurden originär erst im Projekt geweckt und gefördert.³¹

Die vermeintlich „Normalen“ sind dabei, wie schon beschrieben, nicht immer die, die wissen, wie eine Begegnung, ein Kontakt im Rahmen von Demenz gelingen kann: Vielmehr können die an einer Demenz Erkrankten für uns öfter selber für uns zu Lehrmeistern und Lehrmeisterinnen werden.³²

Die Medizin galt bis vor wenigen Jahren als Leitwissenschaft im Themengebiet der Demenz. Beinahe prophetisch können uns in diesem Kontext die Theologie und diverse biblische Bezüge einen wertvollen, einen neuen Zugang in Richtung „Demenzsensibilität“ verschaffen. Einige Impulse, u. a. aus dem einleitenden Vortrag von Okko Herlyn auf der beschriebenen Fachtagung³³, sollen hier abschließend aufgeführt werden:

1. Kirchengemeinden sind alles andere als eine homogene Masse. Auch dort schlagen förmlich immer wieder auffällige, also auch Menschen mit einer Demenz, auf, also solche, die sich anders bzw. deviant, d.h. abweichend verhalten.³⁴

2. Diese von einer Demenz betroffenen Menschen überhaupt erst einmal wahrzunehmen, ist ein erster Schritt in Richtung Sensibilisierung. Die eigenen Verunsicherungen nicht einfach mit einem Gutmenschentum zu überspielen, liegt in der Konsequenz dieser neuen „Sichtweise“.³⁵

3. Der Welt, die Menschen mit einer Demenz aussondert, einer solchen „gefallenen, ausgrenzenden Welt“ wird biblisch gesprochen eine „völlig andere Verheißung zugesagt (...), nämlich die, dass alles auf

Dauer nicht so bleiben muss. (...) (Diese Botschaft) sagt dieser gefallenen (...) Welt (...)eine andere Wirklichkeit zu."³⁶

4. Die biblischen Belege dieses Zugangs sind für uns „Visionen im Glauben“. Sie führen dabei nicht von der Realität der Demenz weg, sie können aber diese Wirklichkeit über den Überschuss, der in den Visionen selber zugrunde gelegt ist, verändern helfen.³⁷ Daraus kann einmal ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehen (Jes 65,17), dort wo "Lahme springen wie ein Hirsch" (Jes 35,6). Dieser Wirklichkeitsüberschuss spielt sich (nicht für alle sofort erkennbar) im Herzen eines Menschen ab, und das ist auch genau die Zuschreibung, wenn an solchen Entwicklungen Beteiligte aus reichhaltigem Erleben mit hintergründiger Zuversicht sagen können: „Das Herz, auch das eines an Demenz Erkrankten, wird eben nicht dement.“³⁸

5. Die biblischen Texte predigen „durchweg die Aufhebung diskriminierender Grenzen und die Partizipation der Verschiedenen am Ganzen“³⁹. Papst Franziskus drückt es in seinem apostolischen Schreiben Evangelii Gaudium folgendermaßen aus: „Die Freude aus dem Evangelium ist für das ganze Volk, sie darf niemanden ausschließen.“⁴⁰ Die Engelbotschaft (Lk 2,10) an Weihnachten hat diese Freude eindrücklich dem ganzen Volk teil werden lassen, also auch den Demenzkranken, auch wenn Demenz als solche keine „biblische Größe“ darstellt.

6. Was es heißt, unsere eigenen Prognosen zu übertreffen und auch kirchliche „Schablonen“ ganz im Sinne einer Inklusion zu brechen, greift der Apostel Paulus auf, der das große Miteinander am Bild des Leibes beispielhaft ausführt (vgl. 1 Kor 12): Inklusion bedeutet für Paulus „nicht Uniformierung, sondern Wertschätzung des Verschiedenen und deshalb besondere Aufmerksamkeit und Sensibilität für von Ausgrenzung bedrohte Menschen.“⁴¹

7. Demenzsensible Gemeindegarbeit hat vor allem mit Handlungsfragen und der

Überprüfung unseres Menschenbildes zu tun.⁴² Folgende Fragen haben wir uns in diesem Zusammenhang zu stellen: Rechnen wir im Glauben, im Sinne einer möglichen „Umkehr“, tatsächlich damit, dass auch eine Einstellungsänderung und damit auch eine Verhaltensänderung möglich ist? Sind wir (auch) in unseren Kirchengemeinden überwiegend von unserer Ratio gesteuert, und betonen wir immer wieder das, was wir mit dem „Grundsymptom der Angst“ bei denen feststellen und befürchten, die schon „erkrankt“ sind?⁴³

Ist der an Demenz erkrankte Mensch nur das, was man ihm wegen seiner Krankheit von außen als „Symptom-Träger“ einer bestimmten Erkrankung zuweist, derjenige mit den unverständlichen Äußerungen, derjenige mit dem herausfordernden Verhalten, der „nur“ anstrengend ist? Oder ist und bleibt er unbedingt auch und immer noch, wie jeder andere, der liebenswerte und zu beachtende und zu begleitende Mensch, der uns etwas zu geben hat?

8. Okko Herlyn hat es auf den Punkt gebracht: „Wo steht denn geschrieben, dass das Leben in der Gemeinde ein einziges ‚Wellnesswochenende‘ zu sein hat? ‚Einer trage des Anderen Last‘, heißt es bei Paulus (Gal 6,2). Zur christlichen Verantwortung gehört auch die Akzeptanz des Schweren und manchmal auch nur schwer Begreiflichen und schwer Erträglichen.“

Halten wir es miteinander aus, auch all die ungelösten Fragen in diesem Kontext miteinander zu leben. Die vermeintlich „dunkle Seite“ der Demenz wird für uns alle eine Zumutung bleiben, aber vielleicht kann an der ein oder anderen Stelle die Behinderung auch zur Bereicherung werden.

9. Es reicht nicht aus, nur an der Haltung Einzelner oder auch nur der Hauptamtlichen in der Seelsorge zu arbeiten. Strukturell und organisatorisch müssen sich solche Denk-, Handlungsprozesse in Handlungsmöglichkeiten auch in der Gemeindegewirklichkeit abbilden. Da sind der Fantasie, der Fortbildungsinitiative und dem Schaffensreich-

tum der Gemeindeglieder sicherlich keine Grenzen gesetzt. Da macht es Sinn, auf vielfache Unterstützungsangebote und Erfahrungen von außen zurückzugreifen. Ein Projekt „Demenzsensible Kirchengemeinde“ lebt von den Menschen, die das Thema als solches und mit ihm die verschiedenen, angestoßenen Netzwerke „warmhalten“. Da gibt es noch eine Menge Bedarf, nicht nur im Kölner Stadtgebiet. Das Projekt „Dabei und mittendrin“ war ein erster Schritt in diese Richtung. Es wird über eine Förderung aus dem Sondervermögen Altenhilfe des Diözesan-Caritasverbandes weitergeführt werden. Vielleicht haben neue Gemeinden und direkt oder indirekt Betroffene schon heute Appetit bekommen.

Anmerkungen:

- ¹ Es gibt immer wieder hauptamtliche Seelsorgerinnen und Seelsorger, die eigens betonen, dass sie keinen oder wenig Kontakt zur betroffenen Zielgruppe haben: „Die werden ja professionell in den vorhanden Einrichtungen vor Ort versorgt und betreut“, oder „Menschen mit Demenz? Die gibt es in unserer Gemeinde kaum“ ist da die Grundannahme.
- ² Koehler, Antje, Broschüre „Dabei und mittendrin“-Gaben und Aufgaben demenzsensibler Kirchengemeinden,³.
- ³ Siehe auch HYPERLINK „<http://www.sozialraum-pastoral.de>“www.sozialraum-pastoral.de und www.kirche-findet-stadt.de
- ⁴ vgl. Ebd. S. 7.
- ⁵ vgl. Jürgen Korczmarek, Bernhard Kraus (Hg.), Gottesdienste für Menschen mit Demenz, S. 14
- ⁶ So Prof. Dr. Reimer Gronemeyer auf dem Fachtag am 24. Juni 2014 zum Abschluss des Projektes.
- ⁷ Siehe auch www.demenz-service-koeln.de
- ⁸ <http://www.demenzfreundliche-kommunen.de/projekte>
- ⁹ Unter der Regie der Dipl. Heilpädagogin und Dipl. Religionspädagogin Antje Koehler vom Demenz-Servicezentrum waren dies fürs Stadtdekanat Elmar Trapp als Regionalbeauftragter für Altenheimseelsorge und Josef Schäfers als Referent für Gemeindepastoral, sowie auf evangelischer Seite Susanne Schönewolf als Referentin für offene Altenarbeit vom Amt für Diakonie.

- ¹⁰ Dass das Projekt von zunächst wenigen aufgegriffen wurde, liegt sicherlich daran, dass viele Kirchengemeinden beim Stichwort „Demenz“ gedacht haben, im Rahmen ihrer ausgeschöpften Ressourcen neue Konzepte auflegen zu müssen und nicht den Blick dafür hatten, dass es „einfach“ darum geht, ihren Kern und ihr eigenes, großes Potential für Menschen mit Demenz zu sensibilisieren und mit neuen Erfahrungsräumen und Kompetenzen zu füllen.
- ¹¹ Der rechtsrheinische katholische Seelsorgebereich Heilige Familie Dünnwald-Höhenhaus und die Evangelische Kirchengemeinde Köln/Bezirk ThomasChristuskirche im Agnesviertel in der Innenstadt.
- ¹² Auskunft geben Pater Gisbert Lordieck (gisbert.lordieck@heilige-familie-koeln.de; Tel. 0221/16808780) und Pfarrerin Eva Esche (esche@kirche-koeln.de; Tel. 0221/7393156) !
- ¹³ Teilgenommen haben hieran Betroffene genauso wie beruflich und nachbarschaftlich Interessierte und viele andere.
- ¹⁴ So Pfarrerin Eva Esche auf der Fachtagung am 24. Juni 2014.
- ¹⁵ Ebd.
- ¹⁶ So Pater Gisbert Lordieck auf der Fachtagung am 24. Juni 2014.
- ¹⁷ So hatte es ein Pfarrer einer am Projekt nicht beteiligten Gemeinde im Vorfeld für seinen Bereich vor geschlagen: Er hatte die Idee, alternativ zu einem Gottesdienst in der Gemeindekirche einen regelmäßigen Gottesdienst ausschließlich für Menschen mit Demenz in einer stationären Einrichtung zu etablieren.
- ¹⁸ So wurde das Wort „Demenz“ in den Gottesdiensten bewusst nicht erwähnt
- ¹⁹ So wie das Evangelium immer auch eine sinnliche Dimension und Ressource braucht, damit das Wort Fleisch werden kann in Texten, Liedern, Gesten, Symbolen, Sakramenten.
- ²⁰ Zitat von der Fachtagung: Es war besonders schön, dass man (als Betroffene) gesehen wird. Hier sind mehr Leute, die das gleiche Schicksal teilen ...“
- ²¹ Eine Besucherin meinte: „Es war besonders schön.“
- ²² So habe ich, Elmar Trapp, es persönlich bei einem der Gottesdienste erlebt.
- ²³ In der katholischen Gemeinde wurde das Angebot sofort umfassend angenommen, in der evangelischen musste ein zweiter Versuch gestartet werden, wohl u.a. weil die potentiell Teilnehmenden altersmäßig zu nah an dem Thema vermutet wurden, so zumindest die Pfarrerin auf der Fachtagung.
- ²⁴ Für viele ist es der tägliche Mahlzeitendienst oder die ambulante Pflege, die einen Kontakt zur Außenwelt darstellen.
- ²⁵ „Die haben mich nicht vergessen“, ist ein oft zu spürender Grundreflex.

- ²⁶ Mit der folgenden Sinnspitze: „Zu meinem Mann/ meiner Mutter (etc.) müssen sie gar nicht mehr gehen ... der/die bekommt ja eh nichts mehr mit ...“
- ²⁷ „Achtsame Geburtstags- und Krankenbesuche bei Menschen mit Demenz“ – zu beziehen über die am Projekt Beteiligten.
- ²⁸ 1. Februar 2013 – 31. Juli 2014.
- ²⁹ Prof. Dr. Okko Herlyn: „Schön, dass sie da sind“. Versuch einer theologischen Orientierung für eine „demenzsensible Gemeindefarbeit“.
- ³⁰ Prof. Dr. Dr. Reimer Gronemeyer: „Demenzfreundliche Kommunen. Wie gut wir miteinander leben können.“
- ³¹ Sie waren exemplarisch in all den persönlichen Beiträgen der Teilnehmenden bei der oben geschilderten Live-Schaltung auf der Fachtagung zu erleben.
- ³² Vgl. Peter Pulheim/Christine Schaumberger, Bekehrung von Seelsorge und Theologie zu Menschen mit „Demenz“, in: ThPQ 159 (2011), 137–145.
- ³³ Vgl. unveröffentlichtes Manuskript von Prof. Dr. Okko Herlyn.
- ³⁴ Vgl. Okko Herlyn, „Schön, dass sie da sind“. Versuch einer theologischen Orientierung für eine „demenzsensible Gemeindefarbeit“-unveröffentlichtes Manuskript vom 24. Juni 2014, 4.
- ³⁵ vgl. ebd. 5f. – Auf der Fachtagung hat das der leitende Pfarrer der Heiligen Familie in Köln in einem sehr persönlichen Beitrag anschaulich gemacht.
- ³⁶ ebd. 6.
- ³⁷ vgl. ebd. 7.
- ³⁸ Vgl. auch die vielen Fortbildungen, die es zu diesem Thema gibt.
- ³⁹ ebd. 8.
- ⁴⁰ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles Nr. 194, Apostolisches Schreiben Evangelii Gaudium des Heiligen Vaters Papst Franziskus, 24. November 2013, 23.
- ⁴¹ Okko Herlyn, 9.
- ⁴² vgl. ebd. 10.– „Jeder Mensch ist so gewollt, wie er eigentlich ist...“, so Pater Giesbert auf der Fachtagung.
- ⁴³ Vor ca. 10 Jahren habe ich bei einem eigenen Gottesdienst in einem Kölner Altenheim, noch in ziemlicher Unkenntnis, was Demenzen angeht, nicht die Bewohnerinnen und Bewohner als problematisch erlebt: Es war die Pflegekraft, die, um Arbeitszeit zu sparen, während des Gottesdienstes allen anwesenden den Blutdruck maß ...

Elmar Nass

Soziale Verantwortung entsteht aus der Liebe zu Gott¹

Religiöses zum neuen Sozialwort der Kirchen

Wofür brennen?

Das Gewinnende des Christlichen für unsere Gesellschaft ... Wenn Sie danach gefragt werden, was antworten Sie? Jeder von uns spürt, dass wir dazu nicht schweigen dürfen. Und das ist nicht allein eine Aufgabe von Amtsträgern oder Theologen, sondern von jedem Christen in seiner Verantwortung vor Gott. Doch was soll ich sagen? Nicht etwas allein Auswendiggelertes, auch nicht ein bloßes Gefühl können die Antwort sein. Gefragt ist meine Überzeugung als Zeugnis, von der Herz, Seele und Verstand brennen. Wir sind aufgerufen, das zu bedenken und in unser persönliches Glauben und Leben zu übersetzen. Dies ist unser gemeinsamer missionarischer Auftrag, die Welt zu beseelen.

Die beiden großen Kirchen in Deutschland haben sich in ihrem aktuellen Papier „Gemeinsame Verantwortung für eine gerechte Gesellschaft“² dieser Frage gestellt. Sie wollen – ausgehend vom Doppelgebot der Liebe – Orientierungen für eine soziale Verantwortung anregen, in denen sich dieses Gewinnende realisiert. Die Ableitung von Eigen- und Nächstenliebe aus der Gottesliebe ist ein religiöses Bekenntnis. Daraus wird ein Programm sozialer Verantwortung entworfen, den Willen Gottes in soziale Verantwortung zu übersetzen. Religiöses Fundament mit gesellschaftlicher Relevanz: Das ist der Ansatz, das Gewinnende

unseres Glaubens für unsere Gesellschaft zu bestimmen.

Vorrang der Welt

Verschiedene Wege sind möglich, dies Gewinnende zu entfalten. Der gemeinsame Text der Kirchen wählt dazu den Vorrang des Weltbezuges. Die christliche Idee des Sozialen soll in der pluralistischen Gesellschaft verstanden werden, damit sie überzeugen kann. Biblische Bezüge, die Rede von Gott und Transzendenz treten zur Seite. Das dreifache Liebesgebot wird zugespitzt auf die Nächstenliebe. Die Botschaft vom Heil wird fokussiert auf die Immanenz in der Welt. Der Weg zu Gott ist verstanden als der Weg zu den Menschen. Das können alle Menschen guten Willens verstehen. Verzichtet wird auf den Anspruch christlicher Wahrheit etwa über den Menschen, aus dem Werte, Prinzipien und Tugenden abgeleitet werden. Stattdessen wird der politische Diskurs als Methode akzeptiert, über den Inhalt von Legitimität und Menschenwürde zu urteilen. Damit soll das Christliche anschlussfähig gemacht werden für die Welt und Weltanschauungen von heute. Kein Platz ist im Diskurs für Unaufgebbares oder ewig Gültiges, so ist bei Jürgen Habermas, dem Vordenker der Diskursethik, nachzulesen.³ Vielmehr gilt hier das als legitim, was unter Einhaltung bestimmter Regeln im Diskurs beschlossen wurde. So kann dann auch der dogmatische Ballast über Bord geworfen werden, der den Kirchen bisweilen den Vorwurf des Vormodernen eingebracht hat.

„*Etsi deus non daretur*“ - Stellen wir uns vor, es gebe Gott nicht: Unter dieser Prämisse des methodologischen Atheismus können sich nun auch Säkulare und Andersgläubige die kirchlichen Gedanken zur sozialen Verantwortung und damit das Gewinnende des Christlichen für unsere Gesellschaft zu Eigen machen. Das klingt attraktiv.

Vorrang des Ausgleichs

Das gemeinsame Wort der Kirchen will eine ethische Orientierung geben, wie wir das nun konkret verstehen sollen. Dazu sind bestimmte Werte selbstverständlich gesetzt wie Würde, Gerechtigkeit, Gemeinwohl und Freiheit, Prinzipien wie Personalität, Solidarität und Subsidiarität und als Tugenden neben der sozialen auch die Eigenverantwortung, Vertrauen und soziales Miteinander. Freiheit, Eigenverantwortung und Subsidiarität bleiben dabei inhaltlich eher blass, ebenso das im Rahmen der Eurokrise heiß diskutierte Ziel der Geldwertstabilität, für das die EZB stehen sollte. Viel Wert wird dagegen auf eine inhaltliche Bestimmung von Gerechtigkeit gelegt. Offenbar wird hier ein besonderer Orientierungsbedarf gesehen. Solidarität im Sinne des Teilens von Vermögen und Einkommen, der Bekämpfung von Armut und Arbeitslosigkeit schaffe Vertrauen und soziales Miteinander. Dahinter stehen konkrete politische Forderungen. Trotz des erwähnten Bekenntnisses zur Sozialen Marktwirtschaft wird eine neue Wirtschafts- und Sozialordnung gefordert, die einmal eine ökologische Rahmung erhält, ein andermal als vorsorgender Sozialstaat verstanden wird, wie es ja auch schon einmal von politischer Seite formuliert wurde. Das Misstrauen gegenüber dem Markt ist deutlich spürbar. So soll auch die bislang in den europäischen Verträgen festgelegte Autonomie der Geldpolitik von der Fiskalpolitik geopfert werden, obwohl dies zugleich die in den europäischen Verträgen kodifizierte Idee der Geldwertstabilität relativiert.⁴ Menschendienlichkeit versteht sich dem Text zufolge zuerst als Ausbau von Sicherheit und Versorgung. Kurzum: Heil in der Welt bringt der Primat der Politik über den Markt, der vor allem durch steuerpolitische Reglementierung und Umverteilungen so in seine Grenzen gewiesen wird.

Das Programm der Kirchen setzt also politische Akzente, denen viele Christen und Nicht-Christen zustimmen können. Woher

aber kommen nun diese Orientierungen, da sie doch weltanschaulich neutral verstanden werden wollen? Es ist ein gedachter Homo distributivus, der die Inhalte und Wertschätzungen von Werten, Prinzipien und Tugenden im Sinne seiner ausgleichenden Logik der Gerechtigkeit als versorgende Umverteilung vorgibt.

Vorrang der Politik und ihre Grenzen

Analog dazu könnte aber auch ein anderes politisches Programm entworfen werden, welches den Homo distributivus durch einen Homo oeconomicus ersetzt, der mit gleichem Anspruch nunmehr die Inhalte der Werte, Prinzipien und Tugenden ganz anders, nämlich ökonomisch im Sinne des Marktes definiert. Dann stehen Freiheit, Eigenverantwortung und Subsidiarität im Mittelpunkt. Die Entfaltung individueller Kreativität wird dann als Menschenrecht herausgestellt. Gerechtigkeit erzielen wir dann dadurch, dass keine knappen Ressourcen verschwendet werden. Und so dient der Markt dem Menschen also mehr als politische Reglementierungen. Vertrauen bildet sich nun aus einem geteilten Geist der Leistungsbereitschaft. Und all das zusammen konstituiert eine alternative Sichtweise sozialer Verantwortung und Gerechtigkeit. Beide Sichtweisen werden heutzutage vertreten, und zwar von Christen wie auch von Nicht-Christen. Beide Programme sind anschlussfähig an den politischen Diskurs, weil sie genau hier ihre Argumente und Gründe finden, und eben nicht in der Religion und einem Bezug zu Gott.

Vielleicht haben Sie hier eine Orientierung für Ihr Verständnis von sozialer Verantwortung gefunden, je nachdem welche politische Vorentscheidung sie teilen: mehr die ausgleichende oder mehr die leistungsorientierte. Beide Programme können mit guten Gründen von Christen vertreten werden. Diese Freiheit unterschiedlicher politischer Orientierung steht uns zu. Die konkreten Inhalte sind durch den jeweils gewählten

politischen Standpunkt vorgegeben. Die Beantwortung sozialer Fragen unterliegt nach einer solchen Logik dem Primat der Politik. Die Rolle des Christlichen dabei beschränkt sich schnell auf einen Paralleldiskurs nicht mit, sondern neben politischen Programmen sozialer Verantwortung und Ordnung. Zur Gestaltung sozialer Verantwortung ist es dann überflüssig.

Und was ist der Auftrag Gottes?

Dreifache Liebe und gemeinsame christliche Verantwortung ...

Bleibt der religiöse Kern in sozialen Fragen ein Anhängsel politischer Programme, verdunstet er mehr und mehr, und eine christliche Sozialethik wird überflüssig. Der verstorbene Aachener Bischof Klaus Hemmerle forderte dagegen, wir sollten Gott wieder ins Gespräch bringen. Eine christliche Orientierung sozialer Verantwortung muss deshalb tiefer ansetzen, nämlich auch ganz ausdrücklich im Christlichen. Ich schlage deshalb einen alternativen Weg vor: aus dem Doppelgebot der Liebe den Inhalt sozialer Verantwortung nunmehr als das Gewinnende des erkennbar Christlichen abzuleiten.

Vorrang Gottes

Der Ansatz dazu ist die religiöse Bildung mit dem Ziel der Renaissance eines christlichen Selbstbewusstseins, um ausdrücklich von diesem Standpunkt aus – und eben nicht zu erst aus politischen Programmen – Antworten auf das Verständnis von sozialer Verantwortung abzuleiten. Dreh- und Angelpunkt christlicher Sozialverantwortung ist unser Glaubensbekenntnis. Unter der Prämisse des „*Etsi Deus daretur*“, also der Annahme, dass Gott wirklich existiert, richtet sich dann der Blick zunächst auf die Gottesliebe, aus der das zweite Gebot erst abgeleitet ist.

Religiöse Bildung zuhause, im Kindergarten und in der Schule, in unseren Gemein-

den, in der Katechese und Verkündigung, in Schriften und Vorträgen will uns befähigen und ermutigen, mit dem Feuer dieser Gottesliebe Herz, Seele und Verstand brennen zu lassen. Der Mensch, der davon erfüllt ist, handelt etwa im Sinne Martin Luthers in christlicher Verantwortung: „Denn findet er sein Herz in der Zuversicht, daß es Gott gefalle, dann ist das Werk gut. Es ist ... genug, daß es Gott gefällt.“⁵ So dürfen und sollen wir leben, urteilen und handeln.

Vorrang religiöser Bildung

Religiöse Bildung befreit uns, das Leben und unsere soziale Verantwortung aus der Brille des Homo religiosus zu sehen. Dazu gehören Wissen und Tugend. Der Christ als Homo religiosus macht Gottesliebe und Gottesrede zur Quelle und zum ausdrücklichen Bezugspunkt seiner Orientierung. Er macht sich das Geschenk Seiner Liebe mit Herz, Seele und Verstand bewusst und spürt, was das heißt: Gott schenkt mir und uns Würde und Freiheit, Er stiftet Gemeinschaft mit uns in Seinem Bund und der Kirche, Er vertraut uns die Schöpfung an, Er schenkt uns Gnade und Vergebung am Kreuz und nicht zuletzt an Ostern die Gewissheit auf das neue Leben. Der Heilige Geist ist in uns und befähigt uns, unserer von Gott gegebenen Bestimmung entsprechend zu leben. Als moralische Menschen haben wir genau deshalb zuerst eine Verantwortung gegenüber Gott, vor dem wir alle einmal stehen werden:

Diese Verbindung von Freiheit und moralischem Auftrag bringt etwa Cornelia Schroers aus Viersen in einem Gedicht zum Ausdruck:

*Freisein in Gott heißt:
Ich bin frei geboren
Und entscheid ich mich für Dich
Geht meine Freiheit nicht verloren
Denn in Dir erleb ich mich
Mein Glaube – mein Ursprung
Mein Weg und mein Ziel
Mein Glaube, meine Hoffnung
Meine Entscheidung fiel*

*Und fällt doch jeden Tag neu
Jeden Tag, jeden Augenblick
Ich glaube an die Freiheit, die Du mir
gibst und lässt
Ich hoff, ich bin bereit,
und halte an Dir fest
Auch in Krisen, in die ich gerate,
will ich – innerlich gestärkt –
hoffen, dass ich mich nicht verrate,
hoff, dass man es wirklich merkt,
dass Du – trotz aller Dunkelheit
in noch so tiefer Einsamkeit
da bist und mich nicht vergisst.⁶*

Aus diesem Bekenntnis leitet sich unmittelbar unsere Verantwortung gegenüber uns selbst und dem Nächsten ab. Beides ist nicht voneinander zu trennen, wollen wir soziale Verantwortung christlich verstehen. Regeln und Ordnung müssen die Übernahme dieser Verantwortung ermöglichen. Das ist christliches Bekenntnis zur Gerechtigkeit, die sich nie auf eine bestimmte Gesellschaftsordnung beschränkt, sondern immer verschiedene politische Wege und Ordnungen für christlich begründbar hält.

Der Logik des Diskurses entgegen vertritt das Christentum unaufgebbare ethische Positionen. Die Entfaltung jedes Menschen als die uns von Gott gegebene Aufgabe fordert immer eine Balance zwischen Solidarität und Subsidiarität. Sie steht unbedingt für die gleiche Würde jedes menschlichen Lebens ein, vom Anfang bis zum Ende. In keinem Diskurs und unter keinen Mehrheitsbedingungen darf etwa das Lebensrecht und die Würde gerade des schwachen Lebens relativiert werden: weder von Ungeborenen noch von Sterbenden, weder von Menschen mit Behinderung noch mit Demenz. Christliche Orientierung schätzt immer die Individualität jedes Menschen in seiner Verantwortung und wendet sich gegen Gleichmacherei und Kollektivismus.⁷ Sie fördert einen Geist des Miteinanders aller Menschen als Geschöpfe Gottes. Auch ist die Option für die Armen niemals konfrontativ. Es ist ein Bekenntnis zum Einsatz gegen jede Form der Not, gerade auch der seelischen. Das alles ist christlich, nicht

weil es politisch korrekt ist, sondern der Auftrag Christi.

Vorrang der Tugend und ihre Weite

Die Welt kann nie das himmlische Jerusalem sein. Wer das glaubt, scheitert an den Schwächen unserer Menschlichkeit. Vermeintliche Herrschaften der Vernunft oder des Kollektivs haben uns das oft genug leidvoll bewiesen. Die Erfüllung des Heils kommt allein von Gott und nicht von Menschen. Gerade in die Gebrochenheit des Menschen und der Welt wirkt unser Christsein: als Haltung begründeter Dankbarkeit dem Göttlichen gegenüber. Und wer gerade einmal nicht fähig zu diesem Dank ist, dem bleibt immer die Tugend der Hoffnung. Die große christliche Provokation ist letztlich unsere Hoffnung, gerade in der Schwachheit und im Sterben auch dem schmerzlichsten Kreuz unseres Lebens ins Gesicht schauen zu können: „(W)er das beschädigte menschliche Leben nicht erträgt, der erträgt in Wahrheit die Würde nicht, die der Mensch auch in den erbärmlichsten Lebensumständen unwiderprüflich hat.“⁸ Quellen dieser Spiritualität der Hoffnung sind Gebet, Heilige Schrift, Kirche und darin gemeinsames Bekenntnis zu Jesus Christus. Christliche Zuversicht ist keine Vertröstung aus der Welt heraus ins Jenseits. Im Gegenteil: Sie verändert unser Hier und Jetzt! Unser Bewusstsein, dass unser Ursprung und Ziel nicht irdisch sind, lässt uns als Christen mit Zuversicht das Irdische leben, denken, feiern, leiden und auch sterben, wo andere verzweifeln.

Wer das wirklich verinnerlicht, der lebt seine Verantwortung vor sich und den Mitmenschen als Verantwortung vor Gott. Religiöse Bildung ist deshalb geteiltes Gottvertrauen, das uns soziale Verantwortung gemeinsam christlich gestalten lässt. Dies ist das gemeinsame Fundament, dass die Kirchen als christliche Orientierung den Menschen heute anbieten können, auf dem dann in christlicher Gewissenhaftigkeit auch konkurrierende politische Positionen

aufbauen können, die das Unaufgebbare nicht aufgeben.

Brennen für Gottes Auftrag!

Das Gewinnende des Christlichen für unsere Gesellschaft ...? Es ist kein politisches, sondern zuerst ein religiöses Programm, aber mit politischer Botschaft. Meine Hoffnung hat einen Grund und ein Gesicht: Jesus Christus. Wer darauf schaut, lebt nicht nur als Mensch, sondern auch als Christ. Wer so lebt, gewinnt das Leben. Und wer das Leben gewinnt, der brennt für die Freiheit und Gerechtigkeit, wie sie Gott gefallen. Und das ist ... genug!

Anmerkungen:

- ¹ Grundlage ist die am 9. März 2014 in der evangelisch-lutherischen St. Laurentiuskirche Neuen-dettelsau gehaltene Fastenpredigt: www.diakonie-neuendettelsau.de/de/diakonie-neuendettelsau/gemeinde-st-laurentius/predigten/fastenpredigten/fastenpredigten-2014/prof-dr-elmar-nass/ (14.3.2014).
- ² Rat der EKD und Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.): Gemeinsame Verantwortung für eine gerechte Gesellschaft (= Gemeinsame Texte 22). Hannover/Bonn, 28.2.2014.
- ³ Vgl. Jürgen Habermas: Moralität und Sittlichkeit – Was macht eine Lebensform „rational“?, in: Herbert Schnädelbach (Hg.): Rationalität. Frankfurt a.M. 1984, 218–235 (hier: 219): „Menschenrechte mögen moralisch noch so gut begründet werden können. Sie dürfen aber einem Souverän nicht gleichsam paternalistisch übergestülpt werden. Die Idee der rechtlichen Autonomie der Bürger verlangt ja, dass sich die Adressaten des Rechts zugleich als dessen Autoren verstehen können.“
- ⁴ Vgl. E. Nass: Die Kirche und das Euro(pa)dilemma. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 17.8.2012: 12.
- ⁵ Martin Luther: Von den guten Werken, http://www.glaubensstimme.de/doku.php?id=autoren:luther:v:von_den_guten_werken (6.3.2014).
- ⁶ Vgl. C. Schroers: Frei, in: M. Leitschuh (Hg.): Echt ich! Gebete junger Menschen. Freiburg 2014, 24.
- ⁷ Vgl. Psalm 139,14.
- ⁸ E. Jüngel, Meine Zeit in Gottes Händen. Zur Würde des befristeten Menschenlebens. Heidelberg 1997, hier: 34.

Leserbrief

Zu Ansgar Puff: Unser Weg durch die Wüste (Heft 8/2014, S. 227-234).

Mit seinem Buch „Kirche, die über den Jordan geht“ hat Christinan Henneke eine pastoraltheologische Aufbruchsstimmung ausgelöst. Die Krise wird mal wieder als Chance gesehen. Die Wüste, in der sich die Kirche aktuell vermeintlich aufhält, ist nur der Weg zum Jordan, hinter dem bekanntlich das Gelobte Land liegt. Auch der Kölner Weihbischof Ansgar Puff schließt sich dieser Wüsteneuphorie an. Beim Oasentag 2014 der Kölner Kleriker hat er die Wüstenerzählung, die im Buch Numeri übermittelt ist, auf die heutige Situation der Kirche hin ausgelegt. Dem Pastoralblatt hat er diesen Text dankenswerterweise zur Verfügung gestellt. Mit seinem Text ermutigt er die Priester, die aktuelle Situation der Kirche positiv zu sehen, denn sie haben die Chance, wie Aaron und Mose ein Volk „in das neue Land zu führen.“ Aber die aktuelle Wüstensituation dient erst einmal als Negativfolie für das Gelobte Land und wird dementsprechend mit dunklen Farben gezeichnet. Die Gemeinden sind verwildert, und zwar dann, „wenn sich die Gremien zwar treffen, die Sitzungen stattfinden, die Senioren Kaffee trinken, die Kinder ins Ferienlager fahren, aber keiner mehr von seinem Glauben sprechen kann“. Ist ein Pfarrgemeinderat verwildert, wenn er den Pfarrer berät und z.B. ein Pastoralkonzept erstellt? Das sind zumindest die Aufgaben, die die Satzung den PGRs vorgibt. Von Glaubensgesprächen ist dort nicht die Rede. Auch die Seniorenkreise, die ich kenne, sind kein Anzeichen von Verwilderung. Sie sind vielmehr eine regelmäßige Gelegenheit für ältere Menschen, aus ihrer Vereinsamung auszusteigen und Communio zu erfahren. Und das ist wichtig, sehr wichtig, auch wenn dabei nicht über Gott gesprochen wird.

Weihbischof Puff kennt auch die Schuldigen für die Misere: „Als Vorsteher unserer Gemeinden können wir in die Sünde des Aaron fallen und das Volk Gottes ‚verwildern‘ lassen! Wir verkünden nicht mehr den Glauben der Kirche, sondern lassen die Leute glauben, was sie wollen. Wir sagen nicht mehr die Wahrheit, sondern schweigen an der falschen Stelle.“ Das mag für manche bedauerlich sein, aber die Menschen glauben heute nur das, was sie wollen. Glaube ist heute nicht mehr vorschreibbar. Es hat schon seine Gründe, dass die Kanzeln in unseren Kirchen (außer im Dom) nicht mehr verwendet werden: der Glaube kann nicht mehr von oben nach unten verkündet werden. Glaube ist vielmehr eine Option, die vor allem durch persönliche Erfahrung gewonnen wird. Dazu zählt auch, andere Glaubenserfahrungen verstehen zu lernen, die sich z.B. in der Bibel und der Tradition der Kirche zeigen. Priester, Theologen und andere Fachmenschen können dabei unterstützende und klärende Verstehenshilfe leisten.

*Norbert Bauer,
Pastoralreferent, Köln*

Literaturdienst

Christine Schrappe: Personalentwicklung im Bereich Seelsorgepersonal. Ein Schlüsselinstrument zur Gestaltung einer zukunftsfähigen Kirche. Würzburg 2012. Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge Band 88. 36 Euro.

„Personalentwicklung ist als Thema in der Pastoraltheologie verortet!“ Mit dieser programmatischen Aussage beginnt Christine Schrappe ihre Auseinandersetzung zum Thema Personalentwicklung im Bereich Seelsorgepersonal, die im Echter Verlag erschienen ist. Es sei gleich zu Beginn gesagt: Die enorme Stärke bezieht dieses Buch aus der Fähigkeit der Autorin, die Notwendigkeiten und Anforderungen einer modernen Personalentwicklung in Beziehung zu setzen mit dem Selbstanspruch von Kirche und ihren biblisch-theologischen Wurzeln. Am stärksten ist Schrappe dann, wenn sie in aller Offenheit die Herausforderungen der Personalentwicklung in Kirche beschreibt, schonungslos auch auf Defizite der bisherigen Praxis verweist und geradezu nebenher Handlungsempfehlungen formuliert. Sie verweist zu Recht auf die aktuell womöglich fehlende Ausgewogenheit der Ansprüche des Einzelnen, die Erfordernisse der heutigen kirchlichen Situation sowie die Ansprüche der Organisation Kirche.

Diese Spannung entfaltet sie auf der Grundlage einer Auseinandersetzung mit Erkenntnissen des Change Managements und eines Verständnisses von Kirche als lernender Organisation. So kann sie folglich postulieren: „Schlüsselkompetenz ist die Fähigkeit zu Selbststeuerung und eigenständiger Problemlösung. Diese zu fördern ist Ziel von Personalentwicklung in einer lernenden Organisation.“

Die Kapitel zu den Beobachtungen der derzeitigen Praxis und den gesellschaftlichen Transformationsprozessen, die Einfluss nehmen auf das Selbstverständnis der Mitarbeiter und den Standards einer zeitgemäßen Personalentwicklung bilden die Ouverture für die weitere Auseinandersetzung. Beeindruckend ist in diesem Zusammenhang ihre Beschreibung des Ausgesetzt-Seins kirchlicher Mitarbeiter bis zur eigenen inneren Zerrissenheit, wie mit dieser Situation angemessen umzugehen ist.

Schrappe gelingt es eindrucklich unter Bezug auf *Gaudium et Spes* und *Lumen Gentium*, die Bedeutung einer differenzierten Personalentwicklung theologisch herzuleiten, indem sie z.B. in Bezug zu GS Nr. 44 konstatiert: „In die Sprache des Veränderungsmanagements übersetzt bedeutet dies, Widerstände als Lernchance und Frühwarnsystem aufzugreifen.“

Ihre Auseinandersetzung setzt sich intensiv mit biblischen, sowohl alt- wie auch neutestamentlichen Erfahrungen auseinander und überträgt deren Sinngehalt auf die Situation des Seelsorgepersonals sowie der Personalentwicklung heute. So formuliert sie ausgehend von der in Gen 32 beschriebenen Auseinandersetzung des Jakob am Jabbok die Forderung nach einer neuen Kultur des Boundary-Managements: „Wesentlicher Bestandteil von Personalentwicklung ist Hilfe zu bewusstem Gestalten beruflicher Übergangssituationen“; oder bezugnehmend auf die paulinischen Briefe der Hinweis, dass Menschen und Organisationen (Pfarreien) auch Ruheinseln und neue Stabilität in Veränderungszeiten benötigen.

Zu guter Letzt entwirft sie drei Leitbilder einer erneuerten Rolle des Seelsorgepersonals und verbindet diese mit sich hieraus ergebenden Konsequenzen, aber auch notwendigen Anforderungen an das Seelsorgepersonal: 1) Der Seelsorger als Pfadfinder, der „Menschen Zugänge anbahnen (kann) hin zu kirchlichen diakonischen Einrichtungen oder Bildungsangeboten“ und dafür Sorge trägt, dass die verschiedenen Orte der Pastoral miteinander vernetzt sind; 2) der Seelsorger als Hüttenwirt, der die Gastfreundschaft der Kirche zum Ausdruck bringt und über so große Feldkompetenz verfügt, das er/sie auskunftsfähig ist; und 3) der Seelsorger als Marktführer, als derjenige, der sich auf dem Markt der religiösen Sinnangebote auskennt, die Konkurrenzsituation des Marktes annimmt und gleichzeitig „Einspruch und Widerspruch gegenüber gesellschaftlichen Vorgängen, die dem Menschen widersprechen“ erhebt.

Bezugnehmend auf die Anforderungen sowohl der Organisation, dem Vollzug einer konkreten Dienstleistung sowie der Notwendigkeit von Führung und Leitung benennt Schrappe abschließend drei wesentliche pastorale Tugenden, über die das Seelsorgepersonal heute verfügen sollte: 1) eine gewisse Form der emotionalen Askese, 2) Unternehmergeist, der sich durch den erklärten Willen zu Qualität und Professionalität auszeichnet und 3) die Dokumentation von Führungswillen vorrangig durch Motivationsarbeit anhand von Visionen und einer klaren Zielvereinbarung.

Dieses Buch gehört in den Schrank eines jeden, der auf welcher Ebene auch immer Verantwortung trägt für die Entwicklung des Personals und damit auch für die Entwicklung der Pastoral. „Es wäre eine strukturelle Sünde, wenn ein Unternehmen Kirche im ehren- und hauptamtlichen Bereich Ressourcen vergeudet, Charismen ungenutzt lässt und den konstruktiven Gestaltungswillen der Menschen durch unnötig einengende Arbeitsstrukturen absterben lässt“, so Schrappe. Dem gibt es nichts hinzuzufügen.

Andreas Fritsch

Michael Theobald: Jesus, Kirche und das Heil der Anderen. (Stuttgarter Biblische Aufsatzbände 56. Neues Testament). Stuttgart 2013.

Sich mit Michael Theobald, Professor für Neutestamentliche Exegese in Tübingen, auf die Spur biblischer Texte zu begeben, bedeutet immer, sich auf ein sehr genaues Lesen, ein Argumentieren im Netzwerk erwartbarer oder auch überraschender Bezugspunkten und schließlich auf Schlussfolgerungen mit Folgen für die kirchliche Praxis im Sinne der im Alltag gelebten Nachfolge oder auch der Feier der Liturgie einzulassen. Der Verfasser ist sozusagen in beidem zuhause: als forschender Wissenschaftler in der Gegenwart, aus der die biblischen Texte stammen, als Lehrender und in der Kirche von heute Lebender in der Gegenwart im Sinne aktueller Zeitgenossenschaft, deren Fragestellungen und Probleme mit wachem Blick wahrgenommen werden, um sie im Lichte einer biblischen Perikope oder größerer bibeltheologischer Zusammenhänge zu beleuchten.

Von diesen Qualitäten zeugt auch der anzuzeigende Aufsatzband, dessen Titel die drei Teilbereiche benennt, denen je sechs (Jesus), drei (Kirche) und vier (Das Heil der Anderen) Einzelartikel aus den Jahren 1992 – 2013 zugeordnet werden. Jetzt sind sie handlich in einem Sammelband zugänglich, der damit ein ideales Handwerkszeug ist, sich etwa für die Sonntagspredigt oder eine verantwortliche Arbeit im Bibelkreis oder das Glaubensgespräch zu bestimmten Themen zuzurüsten. Ältere Beiträge sind durch lesenswerte Anmerkungen oder Literaturhinweise aktualisiert.

Der Jesus-Teil beginnt sofort mit einem Zentraltext: der Bergpredigt. Nicht die Detailauslegung ist Ziel des Aufsatzes, sondern eine prinzipielle Leseanleitung. Dazu gehören unter anderem ein klärendes Wort zu den Leitbegriffen „Himmelreich“ und „Gerechtigkeit“, die Behandlung der Frage, zu wem oder was genau die Antithesen im Gegensatz stehen oder die bemerkenswerte Einsicht: „Die Vision einer Kirche, in der die Andersheit der Anderen anerkannt wird, ist Teil der Bergpredigt“ (S. 31).

So etwas wie die „natürliche“ Fortsetzung dieses Artikels ist der Folge-Aufsatz, der sich Jesu Wort von der Ehescheidung widmet, das u. a. in Mt 5,32 zu finden ist und deshalb auch schon einmal im Bergpredigt-Aufsatz Thema war. Jetzt aber wird das Wort Jesu bzw. die Suche nach ihm in die Vielzahl der einschlägigen neutestamentlichen Überlieferungen in 1 Kor 7,10-11.12-16, Mk 10,10-12, Mt 19,9 und Lk 16,18 hineingestellt, zu denen zumindest als weitere hermeneutische Folie auch noch die Ehebrecherin-Perikope Joh 7,53 – 8,11 gehört (S. 54). Der Exeget kann in der schwierigen Frage nach dem Thema Scheidung bzw. dem Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen in der pastoralen Praxis denen keine Argumentationshilfen bieten, die auf Uner-

bittlichkeit setzen. Eher ist neutestamentlich eine Bandbreite von Lösungsansätzen erkennbar, die sich in der kirchlichen Tradition und ihrem Umgang mit der Weisung Jesu ergeben hat. In Vorbereitung des Sammelbandes wurde der Aufsatz aus dem Jahr 1995 u. a. um eine kritische Lektüre des Buches „Barmherzigkeit“ von Walter Kardinal Kasper (2012) ergänzt (57f.). Noch spannender und von größerer kirchenpolitischer Brisanz allerdings ist des Autors in den Anmerkungen stattfindende Auseinandersetzung mit verschiedenen Äußerungen von Walter Kasper zur Stellung der Frau in der Kirche bis hin zu seinem Vorschlag einer „Benediktion“ zum Amt einer „Gemeindediakonin“ bei der DBK am 20.2.2013. Sie erfolgt im Rahmen der Diskussion um Phoebe und Junia in Röm 16,7 (S. 163-169, bes. Anm 1.5.11).

Als besonderer weiterer „Leckerbissen“ in diesem Aufsatz-Florilegium sei noch ein Artikel zu den „Arbeitern im Weinberg“ (Mt 20,1-16; S. 77-96) genannt mit dem abschließenden Statement, dass wer Menschen nur nach (religiösen oder sozial-ökonomischen) Leistungen beurteilt, nicht nur Versager produziert, sondern zudem die Botschaft Jesu verrät (so begrifflich wörtlich, nur syntaktisch umgestellt: S. 96).

Von ebenso exegetischer wie spiritueller Tiefe ist die Betrachtung der Sieben Letzten Worte Jesu (S. 107-144). Lediglich in der Interpretation des Todeschreis Jesu bei Markus als „Siegesschrei“ (S. 136) kann der Rezensent nicht folgen. Von kirchenpolitischer Tragweite hingegen ist neben dem Junia-Artikel derjenige zu „Jesus und seine Jünger“, dessen Ausführungen in die markante Kurzformel „Ein Gruppenbild mit Damen“ münden (S. 158), um dann noch einen gewichtigen vierseitigen Literaturnachtrag zu liefern: keine Titelliste, sondern die spannende Präsentation der Thesen von John P. Meier, *A Marginal Jew*, New York etc. 2001.

„Das Heil der Anderen“ gibt schon in der Überschrift an, wofür es im dritten Teil des Buches, vor allem aber auch im Wirken Jesu geht. Er umfasst zunächst einen Grundsatzbeitrag sowie einen weiteren Artikel mit dem vielsagenden Titel „Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns! Jesu Stellungnahme zum fremden Exorzisten als Exempel wohl verstandener Toleranz“. Schließlich geht es noch um die Paulus-Rezeption in der Karfreitagsfürbitte für die Juden, die Papst Benedikt XVI. für die Feier im außerordentlichen Ritus formuliert hat, sowie um das „Pro multis“. Dazu hat der rezensierte Autor sich im Mai noch einmal aktuell und nachlesbar im Pastoralblatt selbst geäußert.

Der vielleicht schon langen, aber keineswegs vollständigen Vorstellung kurzer Sinn: Die Anschaffung und Lektüre dieses Aufsatzbandes ist sehr zu empfehlen. Sie bereichert das Wissen und gibt für manche Gelegenheit starke Argumentationshilfen.

Gunther Fleischer

Unter uns

Auf ein Wort

Die Macht der Fürbitter

Fürbitte ist der spirituelle Widerstand gegen das, was ist, im Namen dessen, was Gott verheißen hat. Fürbitte imaginiert eine alternative Zukunft, anders als die, welche vom Schicksal durch das Zusammenwirken gegenwärtiger Kräfte bestimmt zu sein scheint. Das Gebet lässt die Luft einer kommenden Zeit in die erstickende Atmosphäre der Gegenwart hereinwehen ...

Die Geschichte gehört den Fürbittern, die durch ihren Glauben die Zukunft herauf-führen. Wenn das so ist, dann ist Fürbitte keine Flucht vor dem Handeln, sondern ein Mittel, sich auf das Handeln auszurichten und schöpferisch zu werden. Durch unsere Fürbitten werfen wir wahrhaft Feuer auf die Erde und posaunen die Zukunft ins Da-sein.

*aus: Walter Wink, Verwandlung der Mächte.
Ein Theologie der Gewaltfreiheit. Regensburg 2014, 154.156.*

Echt u(h)rig

Ein Taschendieb kommt in die Kirche und sieht den Pfarrer in den Beichtstuhl gehen. Der Dieb bemerkt die wertvolle Uhr am Handgelenk des Pfarrers, holt den Pfarrer ein, schüt-telt ihm die Hand und fragt, ob er zur Beichte kommen dürfe. Während der Pfarrer sich über den unbekanntenen Reumütigen freut, hat die Uhr schon den Besitzer gewechselt. Sie betreten den Beichtstuhl, und der der Dieb beginnt:

„Ich habe eine wertvolle Uhr gestohlen.“

„Gib sie zurück.“

„Ich möchte sie Ihnen geben.“

„Nein, nicht mir. Du musst sie dem Bestohlenen zurückgeben.“

„Dem habe ich sie schon angeboten. Er will sie nicht nehmen.“

„Ist das wirklich wahr?“

„So wahr ich hier knie, Hochwürden.“

„Dann darfst du sie behalten. Siehst du, mein Sohn, es gibt doch noch großherzige Chris-tenmenschen.“

*(Christliches Hausbuch für das ganze Jahr. St. Benno-Verlag GmbH. Leipzig 2003.
ISBN 3-7462-1483-1)*

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E